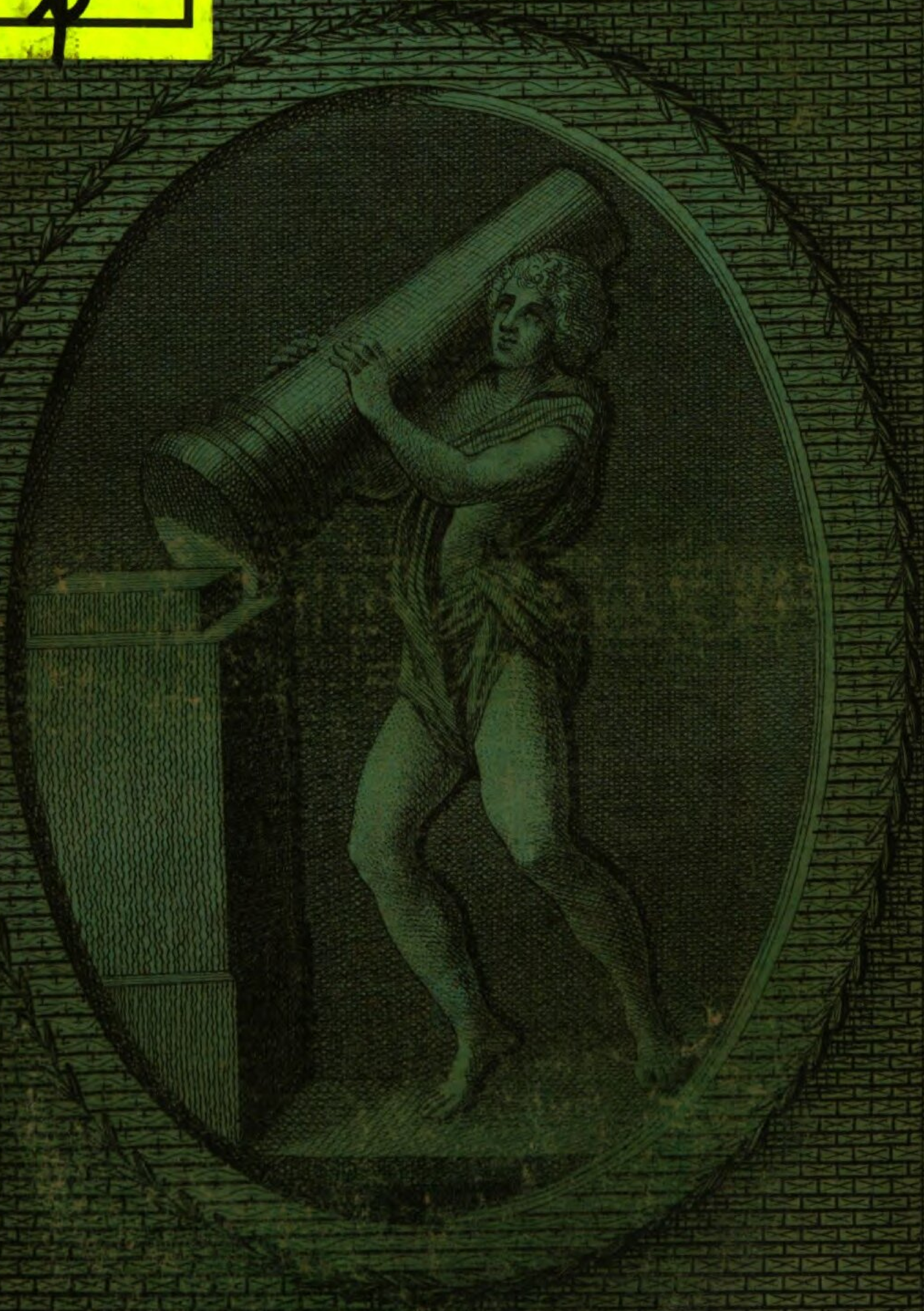
Biogr.
616
f



104

Biogr. Sing.
616 £

Eberhard

1, 48.
—
717.

Ag

Gest. v. Ant. Karcher Mañh. 1796.

G. W. FR. V. LEIBNITZ.

geb. d. 4. Jul. 1646. gest. d. 19 Nov. 1716.

Charakteristik des Freiherrn von Leibnitz

entworfen

von

Johann August Eberhard.

(Aus dem Pantheon der Deutschen.)

Mit Portrait und Kupfern.

Leipzig, in der Jacobäerschen Buchhandlung.

Gottfried Wilhelm
Freyherr von Leibnitz

von

Johann August Eberhard.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Verdienste großer Männer erhalten erst ihre völlige Huldigung von einer dankbaren Nachwelt. Da sie so weit mit ihrem Geiste über ihre Zeitgenossen hervorragen, da sie nach einem Ideal von Vollkommenheit arbeiten, zu dem ihnen der Geist von gewöhnlichem Maaßstabe nicht folgen kann, da sie mit ihrem Lichte die schwachen Augen blenden oder in einem Dunkel fortschreiten, woraus erst in der Zukunft das Licht hervorgehen soll, da sie endlich in ihrem Gange, dessen Richtigkeit und Wohlthätigkeit sie allein kennen, oft manches Vorurtheil und manches Interesse zertreten müssen: so können sie erst von den folgenden Geschlechtern mit voller Gerechtigkeit gerichtet werden, die nun ihres Lichtes gewohnt sind, die beglückenden Früchte ihrer

Nachtwachen genießen, und das aus der Erfahrung kennen, was der große Mann durch das Anschauen der Wahrheit und des Rechtes in seinem Innern ahndet. Dann öfnen sich ihm die Thore des Pantheons seines Vaterlandes.

In diesen der allgemeinen Dankbarkeit geheiligten Tempel kann den großen Mann nur die Stimme einer ganzen Nation führen, und darum wird der Held, dessen Muth sie beschützet, dessen Unerschrockenheit sie befreiet hat, der Gesetzgeber, unter dessen Gesetzen sie glücklich lebt, der König, der sie mit Weisheit und Gerechtigkeit beherrscht hat, immer den ersten Platz darin finden. Aber auch den stillen Weisen, dem sie ihre Aufklärung verdankt, der die Gränzen der Wissenschaften erweitert und in allen ihren Theilen Licht verbreitet hat, dem sie es verdankt, daß sie unter den aufgeklärten Nationen eine ehrenvolle Stelle behauptet, auch diesen wird sie nicht zurückweisen, wenn sein Bild von seinen Verehrern zu dem Tempel ihrer Unsterblichen getragen wird.

Und wie groß muß sein Verdienst, wie allumfassend sein Geist seyn, wenn sein Ruhm, mitten unter den immer wandelnden Gestalten der Syste-

me, unter dem steten Fortschreiten der Wissenschaften, sich hat erhalten, wenn er aus dem Dunkel der Schulen hat hervorbrechen können, um sich der ganzen Nation in einem Glanze zu zeigen, mit dem er den übrigen Unsterblichen beigesellt zu werden hoffen kann. Mit diesen Ansprüchen tritt der erste deutsche Weltweise in den Tempel des Nachruhms.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz lebte zu einer Zeit, worin der gelehrte Stand von den übrigen Ständen noch getrennter war, als jetzt, worin der Philosoph, nicht allein von dem ungelehrten Theile der Nation, und selbst von den gelehrten Geschäftsmännern, sondern auch von den Gelehrten in andern Wissenschaften in einer viel zu großen Entfernung stand, als daß sein Name so schnell, wie in unsern Zeiten, hätte können in aller Menschen Munde seyn. Die deutsche Sprache war noch nicht gebildet genug, um darin die Philosophie zu einer geistreichen Unterhaltung für alle Stände zu machen; die Gelehrten bedienten sich der lateinischen Sprache, und die französische, die bekannteste und gebildetste der neuern, war die Sprache der Höfe. Wenn daher Leibnitz französisch schrieb,

so konnte er in seinem Vaterlande nur einen kleinen Kreis von Lesern unter den Großen und an den aufgeklärtesten Höfen haben; seine Kenntnisse, die überall an die äußersten Gränzen des menschlichen Wissens reichten, konnten nur wenigen Auserwählten zugänglich seyn; er konnte also, gleich den Sternen, die durch eine unermeßliche Weite über unsere Erde erhaben sind, nur durch seine Größe, so wie durch den Umfang und die Stärke seines Lichtes in einer solchen Entfernung von allen gesehen werden. Und mit dieser Größe ist er auf uns gekommen und der Mann der Nation geworden.

Er war im Jahre 1646 den 23. Jun. a. St. den 3. Jul. n. St. zu Leipzig geboren. Sein Vater war Friedrich Leibnitz, Professor der Moral und Actuarius der Universität. Das war der erste glückliche Umstand, welcher die frühzeitige Entwicklung der großen Anlagen des jungen Leibnitz nicht wenig beförderte. Leipzig war schon damals der Sitz, nicht blos der reinern aristotelischen Philosophie, sondern auch der Mathematik, der Litteratur und der schönen Wissenschaften. Er konnte in dem Unterrichte vortreflicher Lehrer, umgeben mit allen gelehrten Hülfsmitteln in ihrem

Umgange und in ihren Büchersälen, den Umfang der Wissenschaften schneller durchlaufen, und sich in kürzerer Zeit auf die Erweiterung seiner Kenntnisse durch die Schätze des ganzen aufgeklärten Europa vorbereiten.

Er hatte zwar schon, als er kaum sechs Jahr alt war, seinen Vater verloren; allein seine Mutter, eine Frau von ungewöhnlichem Geiste, wußte die Talente ihres Sohnes zu ahnden; sie übernahm die Aufsicht über seine Erziehung, und führte sie mit einer männlichen Weisheit. Er erlernte die Anfangsgründe der lateinischen Sprache in der Nikolaischule, unter der Anführung Johann Hornschuchs, Tilemann, Bashusius und des Jakob Thomasius, den er in der Folge unter seinen akademischen Lehrern wiederfand. Die Lebhaftigkeit des wißbegierigen Knabens eilte aber bald der Langsamkeit zuvor, welche die Ordnung des gewöhnlichen Schulunterrichts nothwendig macht. Er hatte sich schon des Livius bemächtigt, ehe die Reihe der Schulordnung an ihn gekommen war, und alle Bemühungen seiner Lehrer, ihm einen Geschichtschreiber zu entreißen, der ihn durch seine Klarheit und Eleganz gefesselt hatte,

waren vergebens. Unter den römischen Dichtern zog ihn Virgil an sich. Er las ihn so fleißig, daß er ihn noch in seinen spätern Jahren beinahe ganz auswendig wußte. Dieses frühzeitige Wohlgefallen an der blühenden poetischen Farbe und der lebendigen Darstellung des römischen Dichters läßt auf eine Verwandtschaft zwischen so verschiedenen Genie's schließen. Die Spuren davon verloren sich nur durch den Flug, den Leibnitz in die Regionen der tiefsinnigen Wissenschaften nahm, wo sie doch immer noch in der geistvollen Diktion sichtbar bleiben, zu der sich nach ihm kein philosophischer Schriftsteller wieder empor geschwungen hat. Indeß blieb Leibnitz noch in seinen männlichen Jahren ein Dichter, und aus den wenigen Ueberbleibseln seiner lateinischen Muse läßt sich schließen, was er hätte seyn können, wenn er sich allein der Dichtkunst hätte widmen wollen.

Er verfertigte im Jahr 1676 ein lateinisches Gedicht auf den Tod des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, das ein Meisterstück ist und unter die schönsten lateinischen Gedichte der Neueren gerechnet zu werden verdient. Er glaubte nicht, sagt Fontenelle, wie die Mehresten, die

in dieser Gattung gearbeitet haben, daß man das Recht hat, nicht zu denken, wenn man lateinische Verse macht, und daß man nur das zu sagen braucht, was die Alten gesagt haben. Seine Poesie ist voll von Sachen, was er sagt, gehört ihm selbst zu. Er hat die Stärke des Lucans, aber es ist eine Stärke, der man keine Anstrengung ansieht. Was sich von diesem Gedichte erhalten hat, ist eine Beschreibung des Phosphorus, und die Stelle, womit sie endigt, enthält eine Schilderung der fürchterlichen Erscheinungen desselben, die man den schönsten Schilderungen der Natur unter den Alten und Neuern an die Seite stellen kann.

So ausgerüstet mit den Kenntnissen der Sprachen und der Litteratur des gelehrten Alterthums fing er in seinem funfzehnten Jahre an, die akademischen Lehrstunden zu besuchen. Sein Vater hatte ihm eine zahlreiche Bibliothek von den besten philosophischen, juristischen und theologischen Büchern hinterlassen; eine Erbschaft, die seiner künftigen Größe günstiger war, als der größte Geldreichthum würde gewesen seyn. Er hatte angefangen, sie der Reihe nach durchzulesen, und das, was einen weniger umfassenden Kopf würde ver-

wirrt haben, diente bei einem so fähigen, wie der seinige, nur dazu, den Stoff anzuhäufen, der sich der Bearbeitung seines Geistes darbieten konnte, und seiner Forschbegierde die Aussichten zu zeigen, die sie zu verfolgen hatte.

Er fand bei dieser Beschäftigung oft Schwierigkeiten, denen er ohne die Hülfe eines Lehrers nicht gewachsen war, bald in den Spitzfindigkeiten der scholastischen, bald in den kühnen Neuerungen der cartesianischen Philosophie. Er fühlte also das Bedürfniß des mündlichen Unterrichts, und dieses Gefühl machte ihm nicht allein den Vortrag seiner Lehrer wichtig, sondern schärfte auch seine Aufmerksamkeit, und lenkte sie mit verdoppelter Stärke auf alles das, was über die Dunkelheiten, auf die er in dem Fortgange seines Studirens gestoßen war, Licht verbreiten konnte.

Sein Lehrer in der Mathematik war Johann Kühn, ein Name, der nur durch seinen großen Schüler auf die Nachwelt gekommen ist. Denn außerdem, daß er seine Wissenschaft nur so weit verstand, als es nöthig war, um seinen Zuhörern die Anfangsgründe derselben vorzutragen, so war sein Vortrag durch seine Dunkelheit so abschreckend,

daß die wenigsten die Geduld und die Fähigkeit hatten, ihm zu folgen. Der junge Leibnitz, den eine Wissenschaft wie die Mathematik gefesselt hatte, sobald er sie hatte kennen gelernt, und den seine Uebung im Denken schon zur Ueberwindung größerer Schwierigkeiten gestärkt hatte, überwand nicht allein allen Ueberdruß eines unverständlichen Vortrages, sondern drang auch durch alle seine Dunkelheiten, und half selbst, durch seine Erläuterungen, seinen Mitschülern die Schwierigkeiten besiegen, die ihnen ihr Lehrer übrig gelassen hatte.

Unter Leibnitzens Lehrern in der Philosophie, Friedrich Rappolt und Jakob Thomasius, hatte der letztere den größten Einfluß auf seine Bildung. Dieser gelehrte Mann, dessen Name vielleicht noch mehr durch seinen berühmteren Sohn, Christian Thomasius, bekannt ist, verband mit der Kenntniß der alten und neuern Litteratur, eine richtige Beurtheilungskraft, einen gereinigten Geschmack und einen geübten Scharfsinn. Selbst die Spitzfindigkeiten der ehemaligen Schulphilosophie waren ihm nicht unbekannt, da er sich aber nicht weiter darin vertieft hatte, als

nöthig war, um sie kennen zu lernen, und nie so tief, daß sie seinen männlichen Geschmack hätten verderben oder von einer vertrauten Bekanntschaft mit den reichern Schätzen des gelehrten Alterthums und den Entdeckungen der neuern Philosophie abziehen können: so wußte er sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Leibnitz gab ihm noch in den Zeiten seiner eigenen Größe das ehrenvolle Zeugniß, daß, wenn er dreißig Jahre später gelebt hätte und von den großen Entdeckungen, die man nach ihm in der Philosophie machte, hätte Zeuge seyn können, er die Philosophie so weit würde gebracht haben, als irgend einer von denen, die sich darin den schönsten und größten Ruhm erworben haben.

Aus dieser Schule ging er im Jahre 1662 nach Jena, wo damals Ehrhard Weigel die Mathematik und Johann Andreas Bose die Geschichte lehrten. Beide Wissenschaften waren nicht so entfernt von einander, daß sie nicht der Eifer seiner Wißbegierde und die Allgemeinheit seines Genie's hätte mit einander verbinden sollen. Weigel stand zu seinen Zeiten an der Spitze der deutschen Mathematiker, und schon das machte ihn

zu einen würdigen Lehrer eines solchen Schülers. Was aber noch mehr als dieses eine gewisse Sympathie für ihn in seinem Zuhörer weckte, war sein fortdringender Geist, der in seiner Wissenschaft selbst auf neue Erfindungen, und außer ihr auf neue Anwendungen derselben in andern Wissenschaften ausging, womit er den jungen Leibnitz zu ähnlichen Versuchen anregte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dem jungen Leibnitz mit seiner Tetraktik, die er der gewöhnlichen Dekadik an die Seite setzte, zu seiner binarischen Arithmetik, die auf weit merkwürdigere Eigenschaften der Zahlen führte, die erste Idee gab. Die zehn Zahlzeichen und die Decimalprogression unserer gewöhnlichen Rechenkunst, so große Vortheile sie in sich vereinigt, wird doch nicht für so vollkommen gehalten, daß nicht große Mathematiker an andere Progressionen hätten denken sollen, von denen sie noch größere Bequemlichkeiten erwarteten. Weigel eröfnete diese Bahn mit seiner Tetradik, worin er die geheimnißvolle Weisheit der Pythagoräer zu finden glaubte; Leibnitz folgte ihm mit seiner Dyadik, und hofte nicht allein den verborgenen Sinn sinesischer Zeichen damit zu entziffern, sondern er fand

auch ein Sinnbild der Schöpfung aus Nichts in dem Entstehen aller Zahlen aus dem Eins und der Null; bis in unsern Zeiten Büffon aus blos arithmetischen Gründen die Duodekadik oder die Rechenkunst mit zwölf einfachen Zahlzeichen vorschlug.

Wichtiger als alles dieses war der Anstoß, den Weigel dem jungen Philosophen, selbst mit seinen verunglückten Versuchen, gab, der Philosophie die Evidenz der Mathematik mitzutheilen. Leibnitz beschäftigte sich damit in der Folge ernstlicher und er hat, nach langen vergeblichen Bemühungen, diesen Gedanken nie aufgegeben. Seine Versuche mußten aber verunglücken; denn er hatte seiner Aufgabe eine solche Ausdehnung gegeben, deren Auflösung der Natur der Sache nach unerreichbar war. Er wollte auf der einen Seite die Vermischung der geometrischen Begriffe, wodurch Weigel seine Arbeit verdorben hatte, vermeiden, indeß ihm auf der andern der Vortrag der Philosophie nach der geometrischen Methode, den Spinoza versucht hatte, nicht genügte. Das wissenschaftliche Denken sollte nach seinem Plane alle Sicherheit und Allgemeinheit des Rechnens er-

halten; dazu suchte er die Anwendung der Regeln der allgemeinen Rechenkunst und so allgemeine Zeichen für die Qualitäten, wie man nur bisher für die Quantitäten gehabt hatte; er hofte eine allgemeine philosophische Rechenkunst und eine allgemeine philosophische Sprache zu finden. Die Philosophie hat sich indeß, nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen, zu bescheidnern Wünschen herabstimmen müssen.

Ueber diese Beschäftigungen mit der Philosophie und Mathematik vernachlässigte er indeß die Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit nicht. Johann Strauch, ein berühmter Rechtsgelehrter in Jena, der seiner Mutter Schwester zur Ehe hatte, munterte ihn dazu auf, und er brachte es unter der Anführung Johann Christoph Falkners so weit, daß er in der Folge auch unter den Rechtsgelehrten einen der ersten Pläze hätte einnehmen können. Allein er sahe auch in diesem Theile der Wissenschaften vorzüglich nur das, was seinem philosophischen Geiste konnte Nahrung geben, um auch ihn mit Hülfe einer lichtvollen Philosophie dem höchsten Grade der Vollkommenheit näher zu bringen.

Leibnitz hatte nun die Höhe erstiegen, von welcher er das Feld übersehen konnte, das er zu bearbeiten gedachte. Wenn es sich in jedem Punkte seines Gesichtskreises ins Unermeßliche ausdehnte: so kannte er nun die Gänge, auf welchen er immer weiter vordringen konnte, um jenseit des bisherigen Horizontes neue Aussichten zu entdecken. Wenn ihm der Stoff, den die Theologie, die Rechtsgelehrsamkeit und die Philosophie dem forschenden Verstande darbieten, mit mehrern Gelehrten gemein war, so gaben ihm sein philosophischer Geist und die Methode, zu der er seinen Verstand in der Mathematik gebildet, so wie die blühende Einbildungskraft, die er in dem Umgange mit den Meisterstükken des griechischen und römischen Alterthums verschönert, verbunden mit den Gesinnungen einer edlen Humanität, die sie seinem ganzen Wesen eingedrückt hatten, die Werkzeuge in die Hand, womit er neue Schöpfungen in dem Gebiete der Wissenschaften aus der Dunkelheit hervorrufen, und in lichtvoller Ordnung und in lebendiger Schönheit dastellen konnte.

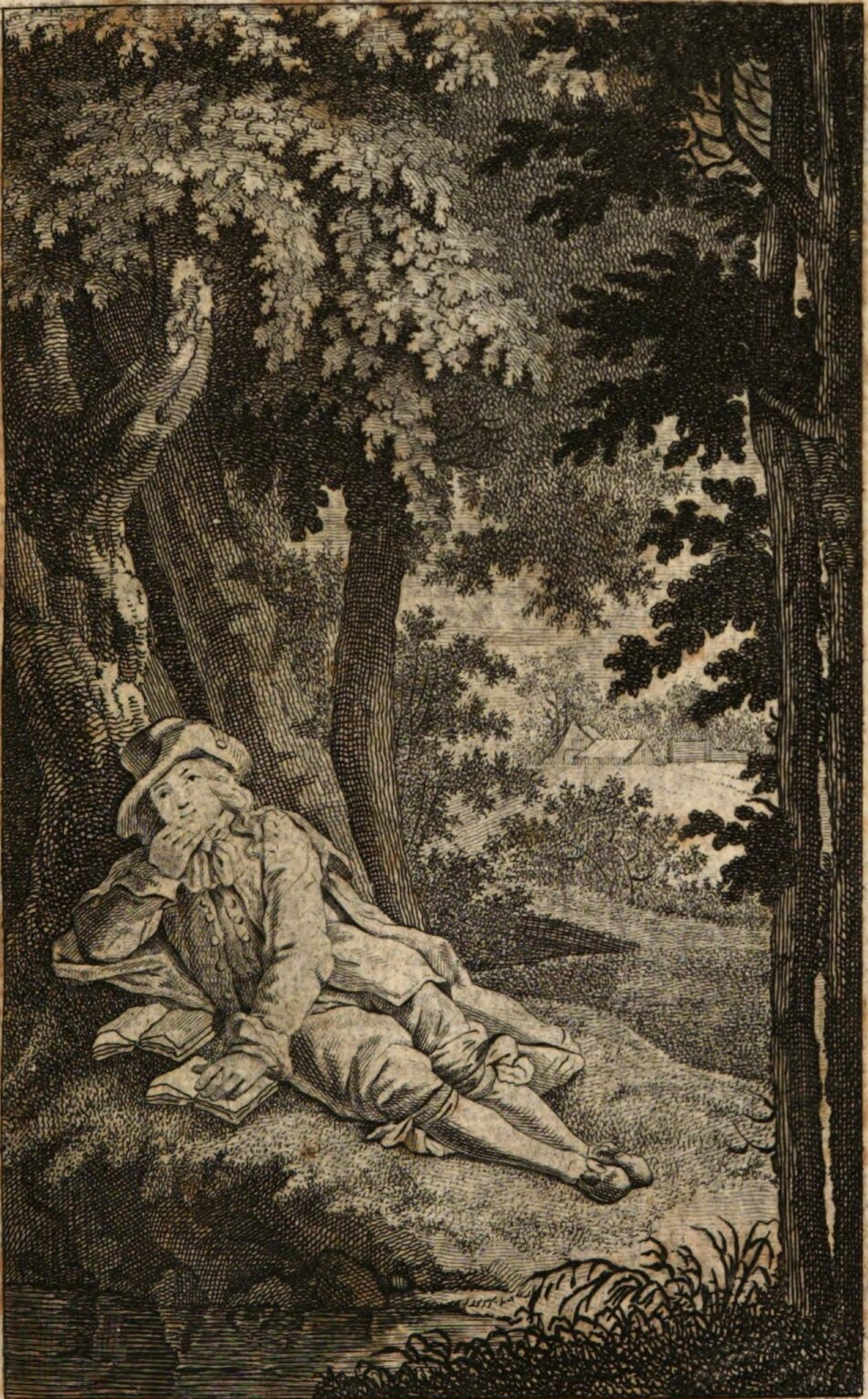
Als er nach Leipzig zurückgekommen war, so fing er an diesen rohen Stoff zu bearbeiten. Da

er zwischen der alten und neuen Philosophie getheilt war, da selbst noch die dogmatischen Schulen der alten Philosophie über mehrere Hauptgegenstände des menschlichen Wissens uneins schienen: so ging er wieder mit neuem Eifer an die Lesung der griechischen Philosophen, um erst eine Vereinigung zwischen ihnen zu versuchen, und alsdann seine Wahl zwischen ihren Systemen zu entscheiden. Unter den Alten beschäftigten ihn Plato und Aristoteles, und er glaubte einen Punkt gefunden zu haben, in welchem sich beide mit einander vereinigen ließen. Wir wissen nicht, wie er damals ihre Aussöhnung zu Stande gebracht hat; seine spätere Philosophie verwies die platonischen Ideen in die Metaphysik, und brachte nur die substanziellen Formen des Aristoteles in die Naturlehre. Daß er diese letztern noch jetzt nicht aufnahm, läßt sich daraus schließen, daß er sich für die neuere Philosophie erklärte, und die neuere Philosophie des Descartes und Gassendi hatte den Aristoteles mit allen seinen Formen und Entelechien aus der Naturlehre verbannt, um den verständlichern Mechanismus an ihre Stelle zu setzen.

Wie früh, wie lange und wie anhaltend er sich

mit diesen schweren Untersuchungen beschäftigte, das sagt er uns selbst in einem Briefe an Remond de Monmort. „Als ich noch ein Kind „war, lernte ich den Aristoteles, und selbst die „Scholastiker schreckten mich nicht zurück; und „das thut mir noch bis auf diese Stunde nicht leid. „Indeß fand ich auch am Plato und Plotin „einiges Behagen, so wie an einigen andern Alten, „die ich zu Rathe zog. In der Folge, als ich „aus den Trivialschulen entlassen war, fiel ich über „die Neuern her, und ich erinnere mich, daß ich „in einem Lustwäldchen bei Leipzig, das Rosen„thal genannt, allein spatzieren ging, um zu über„legen, ob ich die substanziellen Formen beibehal„ten sollte. Der Mechanismus siegte endlich, und „brachte mich dahin, daß ich mich auf die Ma„thematik legte.“

Die erste öffentliche Probe seines Tiefsinnes und philosophischen Geistes, welcher in kurzer Zeit immer mehrere folgten, gab Leibnitz im Jahr 1664 in einer Streitschrift: de principio Individuationis, von dem Grunde der Individualität, die er unter Jakob Thomasius Vorsitze öffentlich vertheidigte. Es war eine alte und berühmte



Schubert del: W. Arndt Jc. Berlin 1796.

Leibnitz wählt zwischen der alten und neuen Philosophie.

Frage in den Schulen der scholastischen Philosophie, ob die Seelen der Menschen, ehe sie mit ihren Körpern vereinigt würden, bereits von einander verschieden, oder ob sie einander völlig ähnlich seyn, und ihre Verschiedenheit, welche zu der Individualität einer jeden gehöre, erst durch die Verschiedenheit der Organisation des Körpers erhalten, mit dem sie vereinigt werden; das letztere behaupteten die Thomisten, das Erstere die Skotisten. Leibnitz schlug sich zu den Skotisten, und hier finden wir schon den Keim zu seiner Hypothese, die in der Folge unter dem Namen der vorbestimmten Harmonie so viel Aufsehen erregt hat.

Diese Spitzfindigkeiten, die wir jetzt kaum noch dem Namen nach kennen, waren damals in den Schulen von der größten Wichtigkeit; mehrere waren damit bekannt, aber keiner wußte sie mit der Ueberlegenheit zu behandeln, wozu den jungen Leibnitz der philosophische Geist in den Stand setzte, womit er das Alte mit dem Neuern umfaßte, um bald beides durch einander aufzuhellen, bald gegen einander abzuwägen. Es darf daher in einer Schilderung von Leibnitzens philosophischem Charakter nicht übergangen werden. Wenn den

Adler sein Sonnenflug dem nachschauenden Auge entzieht, so muß man den Standort kennen, von dem er sich erhoben hat, wofern man die Stärke seines Fittigs schätzen will.

Auf diese erste Probeschrift folgten mehrere andere, worin er seine Philosophie auf die Rechtswissenschaft anwendete. Unter ihnen unterscheidet sich eine: de arte combinatoria, die wegen ihres wichtigen Anhanges merkwürdig ist. Er enthält einen Beweis von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, unter der Aufschrift: Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten. Wir müssen erstaunen, wenn wir bedenken, daß es ein Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren ist, der die Lücken der neuen Philosophie, deren Gebäude von den berühmtesten Philosophen auf den Trümmern der alten aufgeführt war, so genau kannte und sie so gut zu ergänzen wußte, daß man nach ihm seine Ergänzungen durch nichts stärkeres hat ersetzen können.

Er beginnt mit dem schönen Ausspruche des großen Bako, daß ein seichtes Kosten aus der Quelle der Philosophie von Gott abführe, ein tieferes Schöpfen aus derselben aber wieder zu ihm zu-

rückbringe. Denn kaum habe man angefangen, die Gründe der körperlichen Erscheinungen aus der Figur und der Bewegung der Körper mechanisch zu erklären, so habe man sogleich geschlossen, daß die Welt ohne Gottheit bestehen könne, und daß das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele nicht durch die Vernunft könne erkannt werden, daß also diese Lehren entweder durch die bürgerlichen Gesetze oder durch die Geschichte zu uns gekommen sey. Er zeigt daher, daß weder die Figur noch die wirkliche Bewegung aus der Natur allein könne begriffen werden. Denn an sich könne eine jede körperliche Masse jede Figur annehmen; solle sie eine bestimmte Figur erhalten: so müsse sie von einem andern Körper beschränkt werden, der seine Figur wieder von einem andern, und so ins Unendliche fort, habe erhalten müssen. Man könne nicht sagen, daß er seine Figur von Ewigkeit habe; denn die Ewigkeit könne nichts geben, sie müsse ihm also schlechterdings nothwendig zukommen, es seyen aber unendlich viel Figuren möglich. Er schließt also, weil kein Körper den Grund seiner Figur in dem Körperlichen habe, so müsse er in etwas Unkörperlichem zu suchen seyn.

Eben so führt die Bewegung der Körper auf einen unkörperlichen Grund derselben. Denn der Raum, worin ein Körper ist, kann nicht der Grund seiner Bewegung, er würde vielmehr der Grund von seiner Ruhe seyn. Ein bewegter Körper muß also seine Bewegung von einem andern erhalten haben. Denn daß er sich solle von Ewigkeit her bewegt haben, läßt sich darum nicht begreifen, weil kein Grund vorhanden ist, warum er nicht von Ewigkeit her geruhet habe. Da aber der bewegende Körper wieder einen Grund seiner Bewegung haben muß, und so ein jeder ins Unendliche fort; so muß auch der Grund der Bewegung in dem Unkörperlichen seyn. Er zeigt dieses nach eben der Methode auch von dem Zusammenhängen der Körper, und schließt, daß den Körpern weder eine bestimmte Figur und Größe, noch eine bestimmte Bewegung zukommen könne, wenn man nicht ein unkörperliches Wesen annehme, daß dieses unkörperliche Wesen für alle nur ein Einziges sey, sowohl wegen der Harmonie, die unter allen Körpern ist, als wegen ihrer Bewegung, die nicht ein jeder unmittelbar von dem unkörperlichen Wesen, sondern die sie zunächst von einander erhalten. Er schließt endlich,

da der Grund der Wahl, wonach das unkörperliche Wesen einem jeden Körper diese und keine andere Größe, Figur und Bewegung gegeben habe, als die Schönheit derselben, so müsse dieses Wesen ein verständiges und weises, so wie, weil die Dinge seinem Winke unwiderstehlich gehorchten, ein allmächtiges seyn; dieses unkörperliche Wesen werde also der regierende Verstand des ganzen Weltalls, es werde Gott seyn.

Nach diesen Beweisen seiner gelehrten Verdienste hätte man erwarten sollen, die gewöhnlichen akademischen Ehrenzeichen würden ihm von selbst entgegen gekommen seyn. Allein er wendete sich vergebens an die Juristenfakultät in Leipzig um den Doktorhut in den Rechten zu erhalten. Er wurde ihm abgeschlagen, unter dem Vorwande, daß er noch nicht die sächsische Volljährigkeit erreicht habe. Man kann zweifeln, ob die Gesetze wohl thun, Ehrenzeichen, die blos dem geprüften und vollgültig befundenen Verdienste ertheilt werden sollen, gleich bürgerlichen Rechten, in welche ein jeder ungeprüft treten kann, nur von dem Alter abhängig zu machen. Wenn indeß solche Gesetze vorhanden sind, so wird selbst die strenge Gerechtigkeit davon eine

Ausnahme machen, wenn das Verdienst so auszeichnend und seine Ansprüche so gegründet sind, als sie es in diesem Falle waren. Die Rechtsgelehrten zu Leipzig fanden es nicht für gut, diese Ausnahme zu machen, und ihre berühmte hohe Schule verfehlte die Ehre, einen Mann mit ihren akademischen Würden geehrt zu haben, dessen Ruhm sich dereinst in so viele Länder und in so entfernte Zeiten verbreiten sollte.

Die Würde der Geschichte verschmähet die Erforschung der geheimen Gründe einer so unbegreiflichen Zurückweisung, und sie würde sie selbst nicht einmal erwähnen, wenn diese Begebenheit nicht einen so entscheidenden Einfluß auf die Schicksale des deutschen Philosophen gehabt hätte. Denn von dieser Zeit fängt die glänzende Periode seines Lebens an, worin er, außer den Mauern seiner Vaterstadt, auf einer größern Schaubühne erscheint. Er mußte nun eine andere hohe Schule suchen, wo er die gelehrten Ehrenzeichen erhalten konnte, die ihm Leipzig versagt hatte, und er wählte die Universität zu Altorf.

Hier rechtfertigte er im Jahre 1666 die Bereitwilligkeit, womit man ihm entgegen ging, durch

drey gelehrte Probeschriften, die den vollendeten Mann in seiner Wissenschaft ankündigten. Sie sind in der Folge unter der bescheidnen Aufschrift von Proben verwickelter Rechtsfälle, einer juristischen Encyklopädie, und von Rechtsbeweisen in der Lehre von den Bedingungen, zusammengedruckt worden, und können noch jezt als Werke eines philosophischen Rechtsgelehrten gelten, der seine Wissenschaft zu erweitern und zu vervollkommnen im Stande ist. Sie erhielten auch einen so ausgezeichneten Beifall, daß man ihm nicht allein die Doktorwürde in der Rechtsgelehrsamkeit ertheilte, sondern auch einen außerordentlichen Lehrstuhl in dieser Wissenschaft antrug. Allein seine Wünsche gingen weiter, er fühlte ein Bedürfniß, das er in der engen Sphäre, worin er nur einem kleinen Kreise mit den Anfangsgründen in einer einzelnen Wissenschaft nützlich seyn sollte, nicht befriedigen konnte.

Er war in der Nähe einer Stadt, die von langen Zeiten her eine Menge von Gelehrten in allen Wissenschaften und von Künstlern, die durch ihre sinnreichen Erfindungen in den mechanischen, und durch ihre Werke voll Genie in den schönen Künsten

unter den Städten Deutschlands hervorglänzte, einer Stadt, die ehemals einen Martin Behaim, einen Bilibald Pirkhaimer, einen Albrecht Dürer zu ihren Bürgern gezählt hatte, und die noch damals Gesellschaften enthielt, die an der Verbesserung der deutschen Sprache und des deutschen Geschmackes arbeiteten; diese Stadt war Nürnberg. Der Reiz, sich eine Zeitlang in dem Schooße einer solchen Stadt aufzuhalten, ihre Erfindungen und ihren Kunstfleiß kennen zu lernen, mußte für sein allgemeines Genie, das nicht auf eine Wissenschaft wollte eingeschränkt bleiben, unwiderstehlich seyn.

Allein er fand an diesem Orte noch zwei andere Vortheile, die er nicht erwartet hatte, die Bekanntschaft mit einer geheimen Gesellschaft und den Anfang seines Glückes. Diese Gesellschaft, welche aus Alchymisten, Cabbalisten und Rosenkreuzern bestand, versammelte sich insgeheim zu Nürnberg und arbeitete an der Erfindung des Steins der Weisen. Neben der öffentlichen Philosophie der Schulen hat sich von jeher eine geheime Philosophie erhalten, die sich seit der Entstehung der Cabbala und der neuern Theosophie mit der Er-

forschung der verborgenen Kräfte der Natur beschäftigt, und, anstatt dieser Erforschung auf dem offenen wissenschaftlichen Wege nachzugehen, in abergläubischen Mitteln und übernatürlichen Erwartungen eine schnellere Befriedigung ihrer Wünsche zu finden hoft. Nach der Stiftung des Rosenkreuzerordens hatten sich die zerstreueten Weisen in eine engere Verbindung zusammengethan, und nachdem sie sich einander näher entdeckt, hie und da in besondern Gesellschaften versammelt, um das gemeinschaftlich zu finden, was bisher vor jedem einzelnen geflohen war. Diese seltsame Klasse von Naturforschern, über deren Weisheit Leibnitz seine Wißbegierde noch nicht hatte befriedigen können, bot ihm hier die Gelegenheit dar, die Geheimnisse kennen zu lernen, nach denen er in ihren unverständlichen Büchern bisher vergebens gesucht hatte. Um zu ihren Versammlungen und Arbeiten den Zutritt zu erhalten, mußte er ein Eingeweiheter scheinen, und dazu gehörte weiter nichts, als daß er die Sprache ihres geheimnißvollen Unsinns redete. Er machte sich in ihren Büchern damit bekannt, und war bald im Stande, der Gesellschaft einen Brief zu schreiben, der ihr von seiner tiefen Weis-

heit einen so hohen Begriff gab, daß sich sogleich die Thür ihres Heiligthumes vor ihm öffnete. Er ward nicht allein aufgenommen, sondern auch zum Sekretär der Gesellschaft ernannt; ja es wurde ihm der Auftrag gegeben, aus den ältern Schriften der Alchymisten und Theosophen einen Auszug zu machen, der so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel, daß er die hohe Meinung der Gesellschaft von der Weisheit ihres jungen Secretärs noch vermehrte.

Man würde zu übereilt urtheilen, wenn man die kurze Verbindung des Weltweisen mit dieser Gesellschaft einer Neigung zu dem Geheimnißvollen zuschreiben, und wohl gar noch in seiner Philosophie Spuren davon finden wollte. Die nämliche Wißbegierde, die ihn von jeher belebt hatte, konnte ihn antreiben, Geheimnisse zu erforschen, die sich in einer so tiefen Dunkelheit verhüllten, indeß ihn sein vorsichtiger Forschungsgeist warnte, keine Wissenschaft, so unverständlich sie auch sey, ohne hinlängliche Kenntniß zu verdammen. Sein Urtheil über die Alchymie in seinen spätern Lebensjahren, so zurückhaltend es auch war, verrieth nichts von der vortheilhaften Meinung, die er aus dieser Gesellschaft soll zurückgebracht haben. Er erklärte viel-

Schubert del.   D. Berger sc. 96.

Leibnitz wird Secretair einer geheimen Gesellschaft von Alchimisten, um sich in ihren Geheimnissen zu unterrichten.

mehr, daß unter der geheimnißvollen Sprache der Alchymisten nichts als die gemeinsten Kenntnisse der Chemie verborgen liegen, und die Erfindung von Brands Phosphorus und Friedrich Hoffmanns Entzündung der aromatischen Oele mit der Salpetersäure, schienen ihm mehr Aufmerksamkeit zu verdienen und ein größerer Gewinn für die Wissenschaft zu seyn, als man sich von allen Geheimnissen der Alchymisten zu versprechen habe. Er bewies dieses durch die That an zwei alchymistischen Räthseln, die er in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgelöset hat, einem griechischen und einem deutschen, und wovon das erstere das Wort Arsenik, und das andere das Wort Vitriol unter einem bisher undurchdringlichen Dunkel verbarg.

Von der Verwandlung der unedlern Metalle in Gold urtheilte er, daß sie eben so unwahrscheinlich sey, als sie gewinnlos und schädlich seyn würde. Denn wenn der Stein der Weisen die Quintessenz des Goldes wäre; so würde er mehr Gold erfordern, als er hervorbringen könne, wenn er aber wirklich die Masse des Goldes vermehren sollte, so würde er ihm zugleich seinen Werth

und folglich seine ganze Bequemlichkeit als Münzzeichen nehmen. So wenig er aber über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Verwandlung ein entscheidendes Urtheil wagte; so hielt er es doch für höchst unwahrscheinlich, daß einige Tropfen von der Tinktur der Weisen, oder ein wenig Staub von einem Pulver, einem Körper eine so beträchtliche Vermehrung seines Gewichtes sollte mittheilen können.

Eben so ungünstig dachte er auch von der ganzen Philosophie der Kabbalisten und Theosophen, die gewöhnlich bey der Alchymie zum Grunde liegt. „Diese Leute,“ sagt er in einem Briefe an D. E. Jablonsky, „haben keine deutlichen Begriffe, „sie schleppen sich mit metaphorischen Ausdrücken, „als: Licht des Geistes, und dergleichen.“ „Die Alchymisten,“ sagt er an einem andern Orte, „bedienen sich gewöhnlich des Gleichnisses „von einem Samen, aber dieser findet nur bei „organischen Körpern statt, und wirkt nicht so „schnell.“ Alles was er bey solchen Menschen lernen konnte, war, daß nichts bei ihnen zu lernen sey.

Einen größern Vortheil verschaffte ihm sein

Aufenthalt in Nürnberg durch die Bekanntschaft, die er daselbst mit dem churmainzischen Minister, dem Freiherrn von Boineburg, machte. Dieser von den Gelehrten wegen seiner Kenntnisse geschätzte Mann wohnte auf einer Reise, die er in seinen Geschäften nach Nürnberg gemacht hatte, in demselbigen Gasthofe mit Leibnitzen, und sah ihn an einer gemeinschaftlichen Wirthstafel. Der junge Gelehrte machte sich bald dem erfahrnen Staatsmanne durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, und die Reife und Gründlichkeit seiner Urtheile bemerklich. Er erregte in ihm den Wunsch, einen Mann von solchem Werthe für seinen Umgang sowohl, als für den Dienst seines Landes zu erobern. Alles, was er indessen vor der Hand thun konnte, war, ihn aufzumuntern, sich durch fortgesetztes Studium der Geschichte und der Rechtswissenschaft zu den Geschäften geschickt zu machen, denen er ihn in einem ehrenvollen Posten seines Hofes zu bestimmen hoffte. Um ihn seiner Person näher zu haben, schlug er ihm vor, seinen Aufenthalt nach Frankfurt am Main zu verlegen, bis er die Arbeit an seiner Beförderung zu Ende gebracht hätte.

Hier vollendete Leibnitz zwei Schriften, wovon er die eine bereits auf seiner Reise nach Altorf angefangen hatte. Beide waren bestimmt, zu einer Reformation des römischen Rechtes den Weg zu bahnen, dessen Gebrechen und Vorzüge nur ein Genie, wie das Leibnitzische, in welchem sich eine so tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einem so philosophischen Geiste vereinigte, genau zu entdecken und richtig gegen einander abzuwägen im Stande war. So wie niemand ein guter Gesetzgeber seyn kann, ohne ein Weltweiser zu seyn, so kann auch kein Rechtsgelehrter eine zerstreute Sammlung von Gesetzen in eine systematische Ordnung bringen, wenn ihm nicht die Fackel einer hellen Philosophie dabei vorleuchtet. Die Gesetze müssen aus der Natur des Menschen und der Dinge geschöpft, sie müssen den menschlichen Bedürfnissen, Neigungen und Leidenschaften angepaßt werden, zu deren Kenntniß nur die erhabenste Philosophie führen kann.

Eine lichtvolle Ordnung in dem Zusammenhange der Gesetze unter einander erleichtert ihre Uebersicht, befördert die Erkenntniß ihres Inhaltes, vermindert ihre Anzahl und verallgemeinert ihre

Anwendung. Das älteste römische Recht suchte diese Zwecke durch einige allgemeine Grundsätze, und da, wo diese nicht hinreichten, durch ihre Klageformeln zu erreichen. Allein, als nach und nach die Vermehrung der Geschäfte und die Verwicklung der Rechtsfälle immer neue Verordnungen der gesetzgebenden Macht und immer neue Entscheidungen der Rechtslehrer nothwendig gemacht hatten; so mußte endlich das Recht unter der Last der Gesetze erliegen; die Menge der Gesetze machte das Recht selbst ungewiß. Man fand es nothwendig, sie in einen Körper zu sammlen; allein diese Sammlung ward mit so wenig Ueberlegung gemacht, das ganze Chaos ward so blindlings zusammengerafft, daß sie zu nichts diente, als die Ungewißheit und die Widersprüche einer so unförmlichen Gesetzgebung, wie die Finsterniß von Miltons Hölle, nur noch sichtbarer zu machen.

In dieser Gestalt war das römische Gesetzbuch auf die Deutschen vererbt, und es konnte nicht fehlen, daß bei dem immer zunehmenden Lichte der Wissenschaften seine Mißgestalt endlich in die Augen fallen mußte. Es ohne Schonung zu verwerfen und mit Hülfe desselben ein ganz neues Gebäude

der bürgerlichen Gesetze aufzuführen, wäre das natürlichste gewesen. Allein dazu war der deutsche Geist noch nicht reif, und der Boden von dem Unkraute der Vorurtheile und des Eigennutzes der Rechtsgelehrten noch nicht frei genug. Alles was man sich zu wünschen getrauete, war in dem Innern des Gebäudes, dessen Mauern und Grundveste man nicht erschüttern durfte, mehr Licht und Ordnung zu bringen; und dazu that Leibnitz in den zwei Schriften: neue Methode, die Rechtsgelehrsamkeit zu lehren und zu lernen, und Verzeichnung der Art, wie das Gesetzbuch richtiger kann zusammengesetzt werden, unter dem verdeckten Namen Veridicus a Justiniano, Vorschläge, die noch jetzt von den scharfsinnigsten und gelehrtesten Rechtslehrern mit Bewunderung empfohlen werden. Sie erforderten eine Gelehrsamkeit, die in unsern Zeiten, wo das Studium der praktischen Rechtswissenschaft auf einige allgemeine Grundsätze und die Erfahrung des Gerichtsgebrauchs eingeschränkt ist, ein überflüssiges Gepränge scheinen kann. Allein wie sollte der philosophische Reformator der Wissenschaft sie entbehren? Wie sollte

er ein Gebäude aufführen, dessen Materialien er nicht zu sondern wüßte, und wie sollte er sie sondern, wenn er sie nicht kennte?

Leibnitz verlangte, daß man alle die größern Abtheilungen des römischen Gesetzbuches, die Institutionen, Pandekten, den Codex, und die Novellen in einen Körper zusammenschmelzen und dabei die Pandekten zum Grunde legen solle. Darin sollte man die Gesetze nach den fünf Hauptquellen aller Rechte und Verbindlichkeiten, 1) der Natur, die einem jeden Menschen Freiheit und Vermögen über die herrenlosen Sachen giebt; 2) der Erbfolge, 3) des Besitzes, 4) der Verträge, 5) der Beleidigung, in der Ordnung zusammentragen, daß man von den allgemeinen Materien zu den untergeordneten, und von diesen zu den speciellen herabstiege. Man hat an diesen Rubriken in der Folge manches ausgesetzt; allein man hat noch keine andern finden können, die nicht gleichfalls ihre Schwierigkeiten hätten.

Es ist vielleicht nicht unnütz, die Verdienste des Weltweisen um die bürgerliche Gesetzgebung wieder in Erinnerung zu bringen. Wir vergessen oft über die Fortschritte, die wir in einer Laufbahn gethan

haben, denjenigen, der diese Laufbahn zuerst eröffnet hat, und das würde auch der Fall mit Leibnitzens Verdiensten um die Rechtswissenschaft seyn, wenn nicht erst noch ganz kürzlich ein scharfsinniger Rechtsgelehrter ihr Andenken wieder aufgefrischt hätte.

Indem Leibnitz damit beschäftigt war, an diese Vorschläge zur Verbesserung der Rechtswissenschaft die letzte Hand zu legen, ward er im Jahre 1667 nach Mainz berufen, um dem Churfürsten vorgestellt zu werden. Gleich in den ersten Unterredungen mit diesem vortreflichen Fürsten bestätigte er die gute Meinung, welche der Herr von Boineburg von ihm vorbereitet hatte, durch seine Verbesserungsplane so sehr, daß der Kurfürst sie nicht nur bald bekannt gemacht zu sehen, sondern auch ihren Schöpfer selbst zu besitzen wünschte. Leibnitz gab daher seine Methode im Jahre 1668 mit einer Zuschrift an den Kurfürsten heraus, welchem sogleich seine Verbesserung des römischen Gesetzbuches, deren Ausführung seinem neuen Beschützer am meisten am Herzen lag, im Jahre 1669 nachfolgte.

Hier kam also Leibnitz mit den ersten großen

Männern zusammen, die auf seine eigene Größe so mächtig wirken sollten. Denn auch der Kurfürst gehörte in die Klasse der Großen und Edeln, deren Andenken eine dankbare Nachwelt in der Liste namenloser Regenten nicht darf untergehen lassen.

Johann Philipp Graf von Schönborn verdient unter den aufgeklärtesten Fürsten und unter den Wohlthätern seines Vaterlandes genannt zu werden. Als Kenner und Freund der Wissenschaften zeichnete er sich schon auf dem letzten Reichstage zu Regensburg aus, wo er kein gleichgültiger Bewunderer der ersten Versuche war, die Otto von Guerike mit seiner neuerfundenen Luftpumpe vor der Reichstagsversammlung machte. Er erhielt von ihm gegen eine fürstliche Vergeltung den ganzen Apparat derselben, den er seiner Universität Würzburg schenkte, wo der Jesuit Andreas Schottus ihre Wunder zuerst der Welt durch den Druck mittheilte.

Allein mehr als dieses verewigt ihn das nicht so bekannte Verdienst, daß er der erste gewesen ist, der in seinen Staaten den Hexenprozeß abgeschafft hat. Leibnitz hat diesem großen Manne noch in einen letzten Lebensjahren ein Denkmal gestiftet,

welches auch in einem Pantheon der Deutschen zu stehen verdient. „Ich habe," sagt er in seiner Theodicee, „von dem großen Kurfürsten Johann „Philipp von Schönborn gehört, daß, als „sich der Pater Spee in Franken aufgehalten, „zu der Zeit, da man mit Verbrennen gegen die „Hexen wie unsinnig wüthete, er viele zum Scheiterhaufen begleitet habe, die er insgesamt aus der „Beichte und aus andern Fragen, die er an sie „gethan, für völlig unschuldig erkannt. Das habe „ihn so sehr gerührt, daß, so gefährlich die Wahrheit damals noch war, er sich doch entschlossen „habe, jedoch ohne sich zu nennen, seine peinliche Vorsicht (Cautio criminalis) in Ansehung des Verbrennens der Hexen zu schreiben. „Diese Schrift bewog den Kurfürsten, der damals „noch Domherr war, sobald er zuerst als Bischof „von Würzburg und hernach als Kurfürst von „Mainz zur Regierung kam, das Verbrennen der „vermeinten Hexen abzuschaffen, worin ihm die „Herzoge von Braunschweig, und endlich die „meisten andern Fürsten und Stände von Deutschland nachgefolgt sind."

Es war zu erwarten, daß ein Mann, der die

Beförderung seines äußern Glückes mit den Aussichten zu seiner höhern Geistesbildung zu verbinden suchte, den Dienst eines so großen Mannes und eines so vortreflichen Regenten, jedem andern vorziehen würde. Indeß waren ihm gerade um diese Zeit glänzende Anerbietungen von dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg gethan. Dieser Prinz war im Jahre 1668 nach dem Tode Johann Casimirs unter den Candidaten zur polnischen Krone, und Leibnitz hatte in einer eigenen lateinischen Schrift: Versuch politischer Beweise zu der Wahl eines neuen Königs von Pohlen, die er unter dem erdichteten Namen des Georg Ulicovius herausgegeben, dem Herrn von Boineburg, der die Geschäfte des Pfalzgrafen in Pohlen besorgte, seine Unterhandlungen vorzubereiten und zu unterstützen gesucht. Obgleich diese Bemühungen keinen glücklichen Erfolg hatten; so glaubte der Pfalzgraf doch sie belohnen zu müssen. Er ließ Leibnitzen eine Stelle an seinem Hofe antragen, allein Leibnitz wählte den geschäftsvollern Posten eines Kurmainzischen Kanzleirevisionsraths, den ihm der Kurfürst angeboten hatte.

Hier sehen wir ihn wieder zu der Philosophie zurückkehren, und die Hand an das Werk ihrer Reformation legen. Denn im Jahre 1670 gab er des Marius Nizolius philosophischen Antibarbarus heraus, der im Jahr 1553 zuerst unter dem Titel: Von den wahren Grundsätzen und der wahren Art zu philosophiren, erschienen war. Dieser erste Schritt ist in der Folge durch ungleich größere von ihm selbst übertroffen worden, so wie die Sonne in ihrer größten Höhe die Morgenröthe, welche den Tag verkündigt, durch ihren eigenen Glanz überstrahlet. Da aber in der moralischen Welt, wie in der physischen, Alles von dem Unvollkommenen nur allmählig zur Vollkommenheit reifet, und die Natur auf jeder Stufe ihrer Entwikkelungen schön und belehrend ist: so ist es auch angenehm, das Genie bei dem ersten Streben seiner Kräfte zu beobachten.

Der erste Schritt zur Verbesserung der Philosophie geschah dadurch, daß man sie aus dem Kerker der Klöster hervorzog und sie nach und nach den Händen der Geistlichkeit entriß. Hier war sie in dem Dunkel einer barbarischen, aber durch die Religion selbst geheiligten Sprache nur einer klei-

nen Anzahl Menschen zugänglich gewesen, die das Interesse ihres Ordens gegen das Abschreckende unfruchtbarer Spitzfindigkeiten und den Ekel an einer empörenden Schulterminologie unempfindlich machte. Dieses erste Glück verdankte man der Bekanntschaft mit den Ueberresten der schönen Litteratur des griechischen und römischen Alterthumes, die sich mit der Wiederherstellung der Wissenschaften im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert überall zu verbreiten anfingen. Wer blos eine Philosophie des Lebens brauchte, fand sie in den Schriften eines Plato, Xenophon, Plutarch, Marcus Aurelius, Epiktet, Cicero, Seneca, und mit ihr Nahrung für seinen Geist, Muster zu Bildung seines Geschmacks und Wärme zur Belebung seiner sittlichen Gefühle. So lange die europäischen Nationen noch keine eigene Litteratur, noch nicht klassische Schriftsteller genug in ihren eigenen Landessprachen hatten, mußte alle Geistesbildung von der Bekanntschaft mit den Alten ausgehen, man sahe daher das jetzt unbegreifliche Schauspiel von Fürsten und Fürstinnen, die in den Geheimnissen der griechischen und lateinischen Sprache eingeweihet waren, von Hel-

dinnen, die mit dem Epiktet in der Hand zum Tode gingen; die Verbesserung der Philosophie mußte sich aber auch darauf einschränken, sie in das schönere Gewand nach dem reinern und edlern Geschmacke des Alterthumes zu kleiden. Und darauf gingen die Bemühungen des Marius Nizolius.

Daß aber Leibnitz zu der Ausführung seiner Verbesserungsplane einen so alten Reformator wählte, davon lag der Grund theils in dem damaligen Zustande der deutschen Litteratur, theils in seiner besondern Meinung über die Bedürfnisse der Philosophie. Die deutsche Sprache hatte um diese Zeit auch noch nicht den geringsten Versuch gemacht, sich zu einem erträglichen philosophischen Vortrage zu bilden, die Philosophie hatte noch kein anderes Werkzeug, als die lateinische Sprache; alles, was man also für sie thun konnte, war, diesen einzigen Dollmetscher derselben verständlich reden zu lehren. Opitz, Flemming, Logau, Lohenstein, hatten noch nicht angefangen, in das Chaos der deutschen Sprache einige Regelmäßigkeit, Ordnung und Licht zu bringen, und die deutschen Schriften des Christian Thoma-

sius, insonderheit aber Wolfs deutsche Philosophie vorzubereiten.

Dieser Grund, warum Leibniz sich an einen solchen alten Verbesserer anschloß, lag in der Herrschaft der Umstände, und er wirkte wider seinen Willen auf ihn. Ein anderer, der vielleicht seine Wahl noch kräftiger bestimmte, war eine gewisse Vorliebe zu eigenen Theilen der alten Philosophie, die ihn nie verlassen hat. Er glaubte, daß unter dem Unrathe der Schulphilosophie noch manche Goldkörner verborgen liegen, welche mit der gänzlichen Verwerfung derselben zugleich würden verloren gehen.

Dieses war um desto mehr zu besorgen, da die neue Philosophie eines Bako, Gassendi, Descartes, so viele Vorzüge hatte, mit denen es ihr leicht werden mußte, sich auf den Trümmern der alten festzusetzen. Sie war in der verständlichsten Sprache vorgetragen, sie zeigte sich in der angenehmsten Einkleidung und mit aller Klarheit und Leichtigkeit der Evidenz der Sinne und der Einbildungskraft. Sie hielt sich größtentheils in den Schranken der Erfahrung, und suchte auf dem leichten und angenehmen Wege der Beobachtung

und Induktion zur Gewißheit zu führen. Leibnitz sahe noch jenseits der Sinne und der Erfahrung ein Feld für die Wissenschaft, das die Schulphilosophie nur unglücklich bearbeitet hatte, und zwar darum hauptsächlich so unglücklich bearbeitet hatte, weil sie sich allein darauf einschränkte und sich dadurch in unerreichbare Abstraktionen verlor, die durch ihre zu weite Entfernung von der Evidenz der unmittelbaren Anschauung unverständlich werden mußten. Diese Wissenschaft nannte die Schule die erste Philosophie, und Leibnitz gedachte sie zu retten, indem er sie brauchbarer und verständlicher zu machen suchte. Ihre Hauptfehler waren eine barbarische Kunstsprache und Erklärungen, die durch ihren uneigentlichen, bildlichen Ausdruck noch dunkler wurden, als was sie erklären sollten. Er schlug also eine wissenschaftliche Sprache vor, die sich der gemeinen, welche sich immer am nächsten an das Anschauliche hält, so lange bediene, als sie für ihre unentbehrlichen Begriffe die nöthigen Ausdrücke fände, ohne den Vortrag durch lange Umschreibungen zu weitläuftig zu machen, die Erklärungen aber in den eigentlichsten Wörtern abzufassen, die sich am Ende in solche Begriffe auflöseten, welche durch

unmittelbares Anschauen klar sind. Diese Vorschläge empfahl er in einer Vorrede, die noch jetzt durch mehrere andere tiefgedachte Bemerkungen über die wissenschaftliche Sprache lesenswürdig ist.

Indem er sich so mit der alten Philosophie beschäftigte, verlor er die neue darüber nicht aus den Augen. Denn schon in dem folgenden Jahre erschienen seine beiden kleinen Schriften, die Theoria motus abstracti, (Theorie der abstrakten Bewegung) und die Hypothesis physica nova, (Neue physische Hypothese,) wovon er die erstere der Akademie der Wissenschaften zu Paris und die andere der Gesellschaft der Wissenschaften in London zueignete.

In der Erstern läßt er die Natur der Körper und die innern Ursachen ihrer Erscheinungen unentschieden und betrachtet die Bewegung, so wie sie in der Mechanik betrachtet wird, an und für sich selbst, als ein Ding, das durch Geschwindigkeit und Richtung abgeändert wird. Da er hier blos bei der Erfahrung stehen bleibt, um daraus in Verbindung mit unumstößlichen mathematischen Lehrsätzen die Gesetze der Bewegung herzuleiten:

so konnte er auf einen allgemeinen Beifall rechnen, und Fontenelle erklärt daher diese Schrift für eine sehr genaue und fast ganz neue Theorie der Bewegung überhaupt.

In der neuen physischen Hypothese dringt er tiefer in die Natur der Körper und in die Ursachen der wirklichen Bewegung ein. Da er in der Folge selbst bei der in dieser Schrift vorgetragenen Hypothese nicht ist stehen geblieben: so müssen wir etwas bei dem ersten Standpunkte verweilen, von dem er ausgegangen ist, um ihm in jeder Höhe bis zu der lezten, zu der sich sein kühner Scharfsinn emporschwang, nachsehen zu können.

Sobald man über die sichtbaren Eigenschaften und Veränderungen der Körper, oder überhaupt über das, was sich an ihnen den Sinnen offenbart, zu philosophiren anfing; so mußte man zulezt auf etwas kommen, das von den Sinnen nicht empfunden werden kann. Wenn man die gemischten Körper aus gleichartigen zusammensezte, dergleichen die alten vier Elemente und in der Folge die drei chemischen Grundstoffe zu seyn schienen: so blieb immer noch die Frage übrig, da sie sich selbst noch den Sinnen zeigen, welches der lezte Grund auch

dieser Grundstoffe sey. Der höchste Flug, den hier der menschliche Verstand vor der Hand nehmen konnte, war, die Eigenschaften der sichtbaren Körper in einer solchen Materie zu suchen, die sich ihrer Feinheit wegen durch die Sinne nicht unterscheiden läßt, und daher nur in ihren Wirkungen und in Masse empfindbar werden kann. Dergleichen waren die Atomen des Gassendi und die erste Materie des Descartes. Da ferner sowohl die äußern Bewegungen der großen Hauptkörper als die innern Bewegungen, welche in den gemischten Körpern Veränderungen und Erscheinungen hervorbringen, — weil kein Körper sich ohne Anstoß bewegen kann — den Anstoß eines andern Körpers voraussetzen, der sich gleichwohl aller Schärfe der Sinne entzieht: so gebrauchte man auch diese Atomen und diese feine Materie zur Erklärung der Entstehung und Mittheilung der Bewegung. Die Hypothese, welche Leibnitz in seiner zweiten Schrift über die Bewegung, vorträgt, ist: daß der Aether die höchst feine elastische Materie sey, durch deren Wirksamkeit alle Bewegung in der Welt gewirkt werde.

In dieser Schrift nimmt er Raum und Zeit

noch als absolute und reale Dinge, oder als Dinge an sich an, die eine gleichförmige Ausdehnung haben, so wie sie von den Sinnen und der Einbildungskraft vorgestellt werden, und weiter brauchte er in einer physischen Hypothese in das Wesen der Körper nicht einzudringen. Allein er war auch in seinen metaphysischen Untersuchungen in dieser Materie damals noch nicht weiter gekommen. Denn er verwirft in der Folge die hier vorgetragenen Gedanken als unreif.

Auf dieser Stufe der Entwicklung blieb er eine geraume Zeit mit seinem metaphysischen Systeme stehen; seine Reisen nach Frankreich und England, nebst andern Arbeiten verursachten darin eine lange Unterbrechung. Als er endlich wieder darauf zurückkam, war er selbst der erste, der das Unzulängliche davon einsah und es mit der Unbefangenheit und Unpartheilichkeit anzuzeigen, die einem Manne nichts kostet, der es sich bewußt ist, so weit gekommen zu seyn, als die größten seiner Vorgänger, und wenn in der Folge sich die Gränzen der Wissenschaft erweitert haben, es selbst zu seyn, dem sie diese Erweiterung zu verdanken haben. So schreibt er an Foucher, einen gelehrten Geistlichen in Dijon,

von seiner neuen Hypothese und überhaupt von seinen frühern Arbeiten: „Sie können etwas gutes „enthalten, weil Sie und einige andere es glau„ben. Allein es giebt darin auch einige Stellen, „über die ich jetzt besser unterrichtet zu seyn glaube; „unter andern erkläre ich mich nunmehr ganz an„ders über das Unendliche. Es war der Versuch „eines jungen Menschen, der noch nicht tief in die „Mathematik eingedrungen war.“ Gleichwohl enthält auch diese Schrift schon Spuren von ungemeinem Tiefsinn, und selbst Gedanken, die durch ihre Neuheit auffallen mußten, und durch ihre Kühnheit noch größere Kühnheit verkündigten. Denn schon hier findet sich der Lehrsatz, daß kein Zusammenhängen ohne Bewegung seyn könne, daß also die Materie, daß die Sonne, die Erde sich stets bewegen müssen, weil sie zusammenhängen.

So hoch war bereits Leibnitzens Ruhm gestiegen, und er hatte kaum das vierundzwanzigste Jahr seines Alters zurückgelegt. Allein schon hier sollte eine neue Periode seines Lebens beginnen, worin er auf einem größern Theater erscheinen, seinem Geiste eine allgemeinere Ausbildung geben, so wie seinen Ruhm und seine Thätigkeit über einen

größern Raum verbreiten sollte. Denn im Jahr 1672 verschaffte ihm der Herr von Boineburg Gelegenheit, nach Frankreich zu reisen und sich auf eine unbestimmte Zeit in Paris aufzuhalten, um daselbst gewisse Angelegenheiten für ihn zu besorgen, und die Bildung seines Sohnes unter seiner Aufsicht zu vollenden.

Hier kam er in eine neue Welt, hier umringten ihn eine unendliche Menge neuer Gegenstände, die aber sein allumfassendes Genie durch ihre Masse so wenig zu betäuben und zu unterdrücken vermochten, daß er sich bald eines jeden bemächtigte, um ihn mit der Theilnehmung, wozu ihn seine bereits erworbenen Kenntnisse in den Stand setzten, zu immer weitern und schnellern Fortschritten zu benuzzen. Der glänzende Hof Ludwig des Vierzehnten hatte alle Künste um sich herum versammlet, die durch seinen Schutz und die belohnenden Auszeichnungen, womit er sie aufmunterte, einen Trieb erhielten, der die Kultur der französischen Nation zu der ersten von Europa zu machen begann.

Die Größe dieses nach seinem Tode eben so übertrieben getadelten, als bei seinem Leben über=

trieben bewunderten Königs hatte damals beinahe ihren höchsten Gipfel erreicht. Eine, durch keine Partheien mehr getheilte, in ihrer Ergebenheit für seine Person vereinigte Nation fühlte sich von dem Stolze begeistert, mit dem sie an dem Glanze Theil nahm, der ganz Europa mit Bewunderung für ihn erfüllt hatte. Die Ueberreste von den Sitten der Ritterzeiten, die er noch aus seiner frühesten Bildung mitgebracht hatte, und die nach seinem Tode, vielleicht zum unersetzlichen Schaden der Monarchie gänzlich vertilgt wurden, gaben seiner Größe etwas Romanhaftes, das aber seinem Hofe und seiner Regierung eine Würde mittheilte, womit er die Gemüther der Einheimischen und Fremden unterjochte, indem er durch seine Gesprächigkeit und die Unterhaltung, die seine Hoffeste gewährten, die Herzen der Müßigen und Vergnügen suchenden, so wie durch die Verbreitung der Wissenschaften und durch die Werke des Geistes und Geschmackes, womit er sie verschönerte, den Beifall der Gelehrten, Verständigen und Geschmackvollen gewann.

Indeß Pascals selbst jetzt noch nicht veralteten Provinzialbriefe die französische Prosa ihrer

Vollendung näher brachten, erhob Peter Corneille, Johann Racine das Trauerspiel, Moliere das Lustspiel, und Boileau die geistreiche Korrektheit der poetischen Diktion zu dem Grade der Vollkommenheit, der dem französischen Geschmacke angemessen ist. Selbst die verschwenderische Pracht in den Gebäuden, den Lustgärten und den Wasserkünsten, die Eroberungssucht, welche in immer erneuerten Kriegen Festungen zu bauen und zu belagern hatte, mußten den Künsten und Wissenschaften dienstbar werden. Die großen Werke der Mechanik und der Hydraulik, die Ludwig verlangte, mußte das Genie der Künstler spannen, um die ganze Abenteuerlichkeit seiner Unternehmungen zu erreichen, und eine durch neue Methoden erhöhte Geometrie, so wie eine durch Versuche und Beobachtung erweiterte Kenntniß der Naturkräfte nothwendig machen.

So entstand das berühmte Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten, so erhob sich die französische Nation zu einer Höhe der Kultur, die sich von dem Hofe aus durch alle Stände verbreitete, und die sie einem Könige verdankte, dessen Verdienste um die Bildung seiner Nation

selbst ein gerechter Feind der Monarchie nicht verkennen wird.

Und mitten in dieser regen Lebendigkeit, mitten in dieser kraftvollen Thätigkeit, womit die Wissenschaften ihrer Vollkommenheit entgegenreiften, kam Leibnitz in der französischen Hauptstadt an. Hier fand er in einem kleinen Raume zusammen, was seine Wißbegierde reizen, seinen Durst nach neuen Kenntnissen befriedigen und alle seine Kräfte zu neuen Anstrengungen spannen konnte. Künstler und Kunstwerke, geistreiche Schriftsteller und wissenschaftliche Gelehrte, Mathematiker, Naturforscher, Philosophen verbreiteten ein ihm noch ungesehenes Licht um sich her, in dessen Kreise er so wenig fremd sich fand, daß er sich bald an die größten unter ihnen anschließen, und das Licht, was er in ihrer Nähe erhalten hatte, reiner und stärker um sich her verbreiten konnte.

Gleich bei seiner Ankunft befand er sich mitten unter den Zurüstungen zu dem Holländischen Kriege, der im Jahre 1672 ausbrach. Er sahe dem Kriege einer christlichen Macht mit der andern mit einem Unwillen entgegen, der seinen besondern Grund in seinen eigenen Begriffen von dem christlichen Eu-

ropa, als einem durch die Religion zu einer Republik vereinigten System verbündeter Staaten hatte, und er beschloß, seinem nahen Ausbruche zuvorzukommen. Ein junger neuangekommener Fremdling faßt den kühnen Gedanken, einen großen, ehrgeitzigen, erobrungssüchtigen, auf sein bisheriges Kriegesglück stolzen und von den ersten Feldherrn Europens umringten Monarchen von einem Kriege abzubringen, in dem er seinen Stolz, seine Rache und seine Erobrungssucht in gleichem Grade zu befriedigen hoffte.

Man dürfte dieses beinahe abentheuerliche Unternehmen vielleicht mit Recht für unglaublich halten, wenn sich nicht die Urschriften seines Briefwechsels mit dem damaligen französischen Minister der auswärtigen Geschäfte auf der Bibliothek zu Hannover bis auf unsere Zeiten erhalten hätten. Um den Stolz des großen Königs nicht zu beleidigen und seiner Erobrungssucht eine reichere, so wie seiner Ruhmbegierde eine ehrenvollere und seiner Andächtelei eine verdienstlichere Laufbahn zu zeigen, sucht er seinem Unternehmungsgeiste eine noch romanhaftere Richtung zu geben, indem er ihm die Eroberung von Aegypten, als ein rühmlicheres,

leichteres, verdienstlicheres und gewinnvolleres Werk seiner sieggewohnten Waffen vorschlägt. Dieser Vorschlag fand, wie der Erfolg gelehrt hat, kein Gehör; er wurde indeß gütig aufgenommen und verbindlich abgewiesen. Eine kurze Erwähnung desselben darf aber in einer Schilderung des Leibnitzischen Geistes, die aus den treffendsten Zügen zusammengesetzt seyn soll, nicht übergangen werden, und es ist zu verwundern, daß man ihn in allen bisherigen Lebensbeschreibungen des großen Mannes vergebens sucht *).

---

*) Die Königliche Bibliothek zu Hannover bewahrt noch die kostbaren urkundlichen Ueberreste dieser Unterhandlung auf. Sie bestehen 1) aus dem Concepte eines undatirten Briefes von Leibnitz an den König von Frankreich auf einem halben unbeschnittenen Foliobogen, worin er ihm den Vorschlag Aegypten zu erobern vorträgt. Man weiß nicht, ob Leibnitz diesen Brief hat abgehen lassen. 2. Aus einer Copey eines Schreibens des französischen Ministers Pomponne an Leibnitz von Leibnitzens eigner Hand. 3. Aus Leibnitzens eigenhändigem ausführlicherem Entwurfe von etwa 50 bis 60 enge geschriebenen Foliobogen. Der Brief des Ministers ist kurz genug, um hier Platz zu finden; er kann vielleicht die Neubegierde für das Uebrige erregen:

So wenig Glück indeß dieser kühne und sonderbare Schritt des deutschen Gelehrten gemacht hatte, so diente er doch gewiß dazu, allgemeine Aufmerksamkeit einer Nation auf einen jungen Fremdling zu ziehen, die das Außerordentliche liebt, sich für Geist und Muth so leicht begeistert und deren Eigenliebe gegen das Interesse der Fremden für ihre Größe und für ihren Ruhm so dankbar ist.

Wie bald er, mitten in einem Zusammenflusse so vieler Gelehrten, eine ausgezeichnete Aufmerk-

---

A St. Germain le 12. Fevrier 1672.

Monsieur!

J'avois deja receu par le Sieur Heis les Lettres, qu'il Vous avoit plu de m' ecrire. Monsieur Verjus m'a envoyé depuis celle du Ier de ce mois. Toutes m'obligent à Vous, temoigner combien je suis sensible à Vos Civilités, et combien je profite avec plaisir de cette occasion pour Vous assurer de l'estime, que j'avois conceue depuis longtems pour Votre merite et dont je suis bien aise de Vous faire paroistre moi même la verité. J'ai eu l'honneur de rendre compte au Roy non seulement de Vos Lettres, mais des memoires, que Vous y avés joints et qui portent en general un avis très grand pour la gloire et l'avantage de Sa Mté, sans qu'ils fassent voir, par quels

samkeit erregte, davon ist unter andern der Auftrag ein Beweis, den er von dem nachmaligen berühmten Bischofe Peter Daniel Huet erhielt, durch die Bearbeitung des Martianus Capella an der Herausgabe der lateinischen Schriftsteller zum Gebrauch des Dauphins Theil zu nehmen. Dieser durch seine barbarische Sprache so dunkle Schriftsteller erforderte zu seiner Erklärung nicht allein einen geschickten Sprachgelehrten, sondern auch einen in der ganzen Encyklopädie der Wissenschaften bewanderten Mann, den man in

---

moyens, il se peut executer. Comme l'Auteur s'est reservé (ainsi que Vous le marqués) de s'en pouvoir declarer luy même, Sa Mté verra volontiers les ouvertures, qu'il auroit à faire, soit qu'il veuille venir ici pour s'en expliquer, soit qu'il le veuille faire par telle autre voye, que Vous jugeriés à propos. Dans une proposition d'autant d'estendue et qui promet de si grandes choses, S. M. considere particulierement l'opinion que Vous en avés par la connoissance, qu'Elle a de Votre discernement et de Vos lumieres. Croyés moi s'il Vous plait avec verité

Monsieur

Votre tres humble et tres affectionné

Serviteur

Arnauld de Pomponne.

Leibnitzens Person gefunden zu haben glaubte. Diese Arbeit ist nie öffentlich erschienen, es ist aber zweifelhaft, ob er sie gänzlich abgelehnt hat, oder ob ihm seine fertige Handschrift ist entwendet worden. So viel ist gewiß, daß er glaubte, die großen Kosten, welche man auf diese prächtigen Ausgaben verschwendete, könnten besser zum Fortgange der Wissenschaften verwandt werden.

Das was er sogleich nach seiner Ankunft in Paris mit ausgezeichnetem Eifer trieb, war die Mathematik, und die Gelegenheit dazu fand er in seinem Umgange mit Huygens, dem berühmten Entdecker des Saturnusringes und Erfinder der Pendeluhren. Er bekennet es mit der unaufgeforderten Offenherzigkeit eines großen Mannes, der auf seine ersten Schritte zur Vollkommenheit ohne Beschämung zurücksehen darf, wie viel er in Frankreich noch zu lernen gehabt habe. „Ich gestehe," schreibt er dem Abbé Conti, einem edlen Venetianer, „daß ich im J. 1672 weder von den unendlichen „Reihen des Mercator, noch von andern Theilen der durch die neuesten Methoden erweiterten „Geometrie einen Begriff hatte. Ich war selbst „nicht einmal in der Analysis des Descartes

„bewandert. Nur erst nach und nach machte mich „Herr Huygens mit diesen Materien bekannt, „als ich in Paris mit ihm umging.“

Allein seine Fortschritte in dieser Wissenschaft waren so rasch, daß er schon am Ende des folgenden Jahres seine arithmetische Quadratur des Zirkels fand, die Huygens billigte, und von der er dem Sekretär der londonschen Gesellschaft der Wissenschaften, Oldenburg, einem Gelehrten aus Bremen, Nachricht gab. Die Zahlenreihe, wodurch sie ausgedruckt wird, zeichnete sich durch ihre Schönheit aus, indem die Zähler einander gleich waren, und die Nenner in einer regelmäßigen Progression den ungeraden Zahlen folgten; eine Schönheit, worin sie nur von der Newtonschen übertroffen wurde, worin zu der Regelmäßigkeit in der Progression der Nenner, die Mannichfaltigkeit und Regelmäßigkeit in den Zählern hinzukam.

Diese Erfindungen waren indeß nur die Vorspiele zu weit größern und wichtigern. Denn schon im Jahre 1677 theilte er dem großen Newton seine Erfindung der Differentialrechnung mit. Sie ward in der Folge der Gegenstand einer Streitigkeit, deren Ende Leibnitz nicht erlebt hat.

Die Größe des Mannes, der sein einziger Mitbewerber um den Ruhm dieser Erfindung war, die Hitze, mit welcher die Verehrer Newtons diesen Ruhm für ihren großen Mitbürger zu erfechten suchten, die Bewegungen, wodurch sie die Sache eines Gelehrten zu einer Sache der ganzen Nazion machten, für die sie mit aller Heftigkeit der englischen Nazionaleifersucht stritten — alles dieses muß auch demjenigen, der sich nicht durch die Sache selbst davon überzeugen kann, zum Beweise dienen, wie groß, wie schwer und wie wichtig die Erfindung der neuen Methode in ihren Augen seyn mußte.

Wir stehen jetzt in einer solchen Entfernung von den Leidenschaften beider Partheien, daß wir die Gründe der Ansprüche auf beiden Seiten mit derjenigen Ruhe aus einander zu setzen im Stande sind, wobei die Vernunft und Gerechtigkeit die Entscheidung am leichtesten wird finden können. Man würde die deutsche Bescheidenheit für stumpfe Gleichgültigkeit halten, wenn sie den Lorbeer, den selbst die sachkundigsten Richter einer neutralen Nation, ein Montucla, D'Alembert und der durch sein trauriges Ende noch allgemeiner als

durch seine gelehrten Verdienste berühmte Bailly zwischen Leibnitz und Newton getheilt haben, könnten von dem Haupte des deutschen Unsterblichen reißen sehen, ohne seine so oft dargelegten Ansprüche auch hier zu wiederholen.

Leibnitz hatte schon seine Grundsätze der Differentialrechnung im Jahre 1684 im Monat Oktober in den Act. Erud. bekannt gemacht, und Newton trat erst mit seiner Fluxionsmethode im Jahre 1687 in einer Anmerkung zu seinem unsterblichen Werke der mathematischen Grundsätze der natürlichen Philosophie hervor. Wenn man also blos nach dem zu urtheilen hätte, was in gedruckten Schriften Jedermann vor Augen liegt: so wären die Ansprüche des Herrn von Leibnitz auf die Priorität der Erfindung außer allem Zweifel. Allein es war ein Briefwechsel über die Sache vorhergegangen, und dieser schien die Rechte der beiden großen Prätendenten zweifelhaft zu machen. Alles was indeß daraus bewiesen werden konnte, war, daß beide, ein jeder auf seinem eigenen Wege zu seiner Erfindung gelanget sey. Dabei war noch dieses für den deutschen Philosophen, daß er bei der gegenseitigen Mittheilung weit offner

und gerader zu Werke gegangen war, als der Britte. Denn als ihm Newton im Jahre 1676 zum erstenmale etwas von seiner Methode schrieb: so verhüllete er sie vermittelst der Versetzung der Buchstaben in ein unauflößliches Räthsel, indeß Leibnitz die seinige in seiner Antwort im J. 1677 klar und offen darlegte. Dieses berichtete Newton noch selbst in der oben angeführten Anmerkung im J. 1687. Und so würde dann die Ehre der Erfindung beiden zukommen; ein Jeder würde sie für sich gemacht, keiner sie von dem Andern entlehnt haben.

Erst eine geraume Zeit nachher, im J. 1699, wagte es Fatio in einer Schrift über die Linie des geschwindesten Herabsteigens zu behaupten, daß Newton der erste Erfinder der neuen Methode sey, und daß man zweifeln könne, ob der zweite nicht etwas von dem Ersten genommen habe. Leibnitz antwortete auf eine für Newton höchst verbindliche Art, er beklagte sich über die londonsche Gesellschaft der Wissenschaften; allein die Sache wurde bald beigelegt, bis der Streit im J. 1708 wieder mit verdoppelter Heftigkeit losbrach. Und nun ward die Sache zweier einzelner Gelehrten

zu der Sache zweier Nationen. Keil, ein patriotischer Britte und enthusiastischer Verehrer Newtons, glaubte für die Ehre seines Vaterlandes und den Ruhm seines Lehrers nicht genug gethan zu haben, wenn er den deutschen Philosophen nicht alles Antheils an diesem Ruhme beraubte und überdieß noch die Schmach der Anmaßung einer fremden Erfindung auf ihn brächte. Er behauptete daher geradezu, daß Leibnitz bloß die Differenzen an die Stelle der Fluxionen gesetzt habe. Endlich vergaß die Gesellschaft der Wissenschaften zu London die Gränzen ihres Ansehens so weit, daß sie sich herausnahm, über eine gelehrte Streitigkeit, so wie die Admiralitätsgerichte über die Rechtmäßigkeit einer Prise, durch ernannte Kommissarien zu entscheiden, doch so, daß sie nur Newtons Priorität in Schutz nahm, ohne Leibnitzens Ansprüche auf die Erfindung selbst anzufechten. Als endlich Newton sich durch eine öffentliche Schrift an diese Streiter anschloß, antwortete ihm Leibnitz, sechs Monate vor seinem Tode, in einem Briefe, den er aus Schonung durch die Hände seiner gelehrten Freunde in Frankreich gehen ließ, worin er sein edelmüthiges Betragen in dieser

ganzen unglücklichen Streitigkeit in das helleste Licht setzte.

So endigte sich ein Streit, den Heftigkeit, Widerspruch, Eifersucht und Nationalstolz bis auf den höchsten Grad der Erbitterung getrieben hatte. Die unpartheiische Nachwelt kann jetzt ein gerechteres Urtheil fällen. Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, in die Versicherung, die Leibnitz so oft widerholt hat, ohne allen Beweis, ein Mißtrauen zu setzen, das die Ehre eines Mannes beleidigen könnte, dem seine vielfachen Verdienste so häufige unbezweifelte Ansprüche an alle Arten des gelehrten Ruhmes geben. Er pflegte dem fremden Verdienste so gern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß er, wo er nur konnte, die Keime zu seinen tiefsinnigsten Theorieen bei andern aufsuchte, und war auf den Ruhm seiner Mitbewerber so wenig eifersüchtig, daß er ihnen seine Kenntnisse mit der edelsten Bereitwilligkeit mittheilte und, wie er sich ausdrückte, gern in Anderer Gärten Blumen sah, die aus seinem Saamen gewachsen waren.

In dem Streite über die Differentialrechnung selbst, hatte er mit einer solchen offenen Bescheiden-

heit gehandelt, die mit Newtons anagrammatischer Mißgunst, wie es ein eben so gelehrter Mathematiker als geistreicher Schriftsteller nennt, und dem ausschließenden selbstsüchtigen Stolze seiner Gegner in England sehr sonderbar absticht. Er theilt nicht allein seine Methode sogleich ohne Zurückhaltung mit, er beschreibt auch den Weg, wie er dazu gelanget, er verschweigt keinen seiner vergeblichen Versuche und verhehlt keine von den niedrigen Stufen seiner mathematischen Kenntnisse, von denen er sich nach und nach zu den höhern hinaufgeschwungen hat.

Selbst da Huygens, Tschirnhausen und andere große Mathematiker seiner Zeit, welche die erste Probe seiner Differentialrechnung gesehen hatten, dieses große Werkzeug der höchsten Geometrie, das sie noch nicht zu handhaben verstanden, mit Verachtung liegen ließen, suchte es ihnen Leibnitz nicht durch Empfehlung seiner Vortheile aufzudringen. Und erst als Jakob und Johann Bernoulli sich durch wiederhohlte Anstrengung seiner Methode bemächtigt und ihm ihr Entzücken über die Schönheit eines solchen Werkes des menschlichen Verstandes mitgetheilt

hatten, erst da entschloß er sich, noch neue Erweiterungen desselben bekannt zu machen. Mit diesem geraden und offenen Betragen des Deutschen vergleiche man endlich noch die zweideutige Politik der Britten, welche die berühmte Anmerkung in Newtons mathematischen Grundsätzen der natürlichen Philosophie vom J. 1687, worin er Leibnitzens Antheil an der Erfindung anerkannte, unterdrückten, und in der neuen Ausgabe durch eine andere ersetzten, weil doch eine Anmerkung da stehen mußte, wo einmal eine gestanden hatte. Statt zu diesen Künsten seine Zuflucht zu nehmen, dachte Leibnitz darauf, mit seinen Erfindungen noch weiter fortzurücken. Er hatte noch vor dem Jahre 1700 eine Methode gefunden, die Größen zu integriren, und er meldete es dem Bernoulli, mit dem Zusatze, daß er diese Erfindung für ein eigenes Werk über die Wissenschaft des Unendlichen bestimmte, mit welchem er umgehe. Er machte davon eine Probe in dem Leipziger gelehrten Tagebuche im J. 1702 bekannt, und noch wenig Tage vor seinem Tode schrieb er an Wolf, daß er über die Rechenkunst noch etwas Unverhofftes mitzutheilen habe, welches mit den

Erfindungen Newtons und der übrigen Engländer keine Aehnlichkeit haben werde.

Dieses Unverhoffte konnte nichts als eine allgemeine Methode seyn, alle Größen zu integriren, und wenn sich Leibnitz durch diese Erfindung um die Geometrie verdient gemacht hätte, so würde er sich selbst über den großen Newton erhoben haben. Dieses Lob über einen Gedanken, der nur angedeutet und nicht bekannt geworden ist, steht hier nicht an einem unrechten Orte. Die Geschichte der Menschen erzählt ihre Handlungen, ihre Bewegungsgründe, wenn sie enthüllt sind; die Geschichte ihres Geistes muß alle ihre Ideen enthalten. Was ist es für den Umfang des Genie's, daß ein Entwurf ist ins Werk gestellt worden? Die Menschen sind sowohl groß durch die Ideen, die sie gehabt, als durch die, welche sie ausgeführt haben.

Seine Bemühungen zur Erfindung neuer und zur Verbesserung schon bekannter Maschinen, sind weniger glücklich gewesen. Zu der Rechenmaschine, womit er sich während seinem ganzen Leben beschäftigte, gab ihm vielleicht Pascals Versuch Gelegenheit. Er zeigte den ersten Plan dazu dem be-

rühmten Colbert, der ihm Beifall gab, und aus einer Zeichnung von derselben, die sich in den vermischten Schriften der gelehrten Gesellschaft zu Berlin vom J. 1710 befindet, kann man sich einigermaßen einen Begriff davon machen. Unter seinen Handschriften, welche auf die königliche Bibliothek zu Hannover gekommen sind, befinden sich noch einige ganz unvollkommne Aufsätze, welche sich auf diese Maschine beziehen, die aber, wie ein völlig befugter Richter in diesen Sachen urtheilt, von seiner Uebung und Geduld im Zeichnen eben keine großen Begriffe geben, und die Vermuthung erregen, eine große Ursache der Schwierigkeiten, die er dabei gefunden, sey, daß er sich den Künstlern nicht habe genugsam verständlich machen können.

Mitten unter allen diesen Beschäftigungen erhielt er im Jahre 1673 die Nachricht von dem Tode des Herrn von Boineburg. Da dieser Tod ihn von den Geschäften entband, die er bisher für seinen Beförderer in Paris geführt hatte, so konnte er in diesem Jahre eine Reise nach England machen, und die Gelehrten, mit denen er schon durch Briefwechsel in Verbindung gestanden, in-

sonderheit den großen Isaak Newton, persönlich kennen lernen. Auf diesem neuen Theater hatte er nicht allein Gelegenheit seine Kenntnisse zu vermehren, sondern auch seinen Eifer für die Mathematik in dem Umgange mit den größten Männern in dieser Wissenschaft durch ein neues Interesse zu beleben.

Indeß war auch im Jahre 1674 sein großer Beschützer, der Kurfürst von Mainz, gestorben, und dieser Verlust nöthigte ihn, an seine Rückkehr nach Deutschland zu denken. Die Geschichte sagt uns nicht, warum der Tod dieses Fürsten Leibnitzens Entlassung aus den Diensten des mainzischen Hofes nach sich ziehen mußte, und es ist daher erlaubt zu vermuthen, daß er sie selbst aufzugeben entschlossen war, weil er unter einer neuen Regierung, bei der er vielleicht nicht auf die persönliche Gunst eines so gelehrten Beschützers, wie Johann Philipp war, zu Geschäften würde verdammt worden seyn, die ihn von den Wissenschaften abgezogen, und in den engen Kreis eines gewöhnlichen blos mechanischen Dienstes würden eingeschlossen haben.

Allein in dieser Verlegenheit blieb er nicht

lange. Denn in Paris, welches er vor seiner Rückreise nach Deutschland nochmals besuchte, erhielt er Anträge, die seiner eben so würdig, als seiner Liebe zu den Wissenschaften angemessen waren. Der französische Hof wiederhohlte sein Anerbieten, ihm eine Stelle bei der Akademie der Wissenschaften zu geben. Allein da dieses ihn auf immer von seinem Vaterlande würde entfernt haben, und wahrscheinlich wenigstens stillschweigend voraussetzte, daß er zu der katholischen Religion übertreten würde; so trug er kein Bedenken, den in allem Betracht weit vortheilhaftern Antrag des Herzogs Johann Friedrich von Hannover vorzuziehen. Dieser gelehrte Fürst, dem Leibnitz schon bei seinem Eintritte in die kurmainzischen Dienste durch den Herrn von Boineburg war bekannt geworden, säumte nicht, damit ihm kein anderer zuvorkommen möchte, sogleich nach dem Tode des Kurfürsten, sich Leibnitzens durch das Anerbieten der Stelle seines Bibliothekars mit einem ansehnlichen Gehalte und dem Hofrathskarakter, insonderheit aber, was dem wißbegierigen Gelehrten das angenehmste war, mit der Erlaubniß zu versichern, seinen Aufenthalt so lange

zu verlängern, als er es für nöthig halten würde.

Leibnitz machte indeß von dieser Erlaubniß einen bescheidenen Gebrauch. Denn im Jahre 1675 trat er seine Rückreise nach Deutschland über England und Holland an, und kam endlich im folgenden Jahre, weil er sich in Amsterdam, wegen des berühmten Burgermeister Hudden, eines großen Mathematikers, aufgehalten hatte, in Hannover an. Die Bibliothek empfand sogleich die Wirkungen seiner Thätigkeit durch den Ankauf der ansehnlichen Büchersammlung des gelehrten hamburgischen Arztes, Martin Vogels, wozu er den Herzog bewog, und die, außer vielen wichtigen historischen, physikalischen und medizinischen Werken, mehrere seltene Handschriften enthielt.

Er schränkte indeß seinen Eifer für die Wissenschaften nicht auf die Bereicherung der Bibliothek ein; er wußte den Geschmack und die Freigebigkeit des Herzogs noch auf andere Weise für die Beförderung derselben zu benutzen. Ein hamburgischer Chemist, Namens Brand, der das Vermögen seiner Frau durch alchymistische Arbeiten verzehrt hatte und nur noch von dem Verkaufe chemischer

Arzneien lebte war auf die Erfindung eines neuen Phosphorus, den Leibnitz in der Folge den feurigen oder Pyropus nannte, gekommen, indem er den Prozeß, aus Urin eine Flüssigkeit zu bereiten, wodurch das Silber zu Golde könnte gereift werden, den er bei einem gedruckten Alchymisten fand, nachzumachen suchte. Ein neues Beispiel, wie die Alchymie, ohne es zu wollen, der Wissenschaft genutzt hat! Leibnitz erhielt die erste Nachricht durch einen berühmten Arzt und Naturforscher, Johann Daniel Kraft, der sie nebst dem bekannten Johann Kunkel, aber nur sehr unvollkommen erlernt hatte, und auf einer Reise nach England, wo er sie dem Könige und den Großen gegen eine angemessene Belohnung anbieten sollte, durch Hannover ging. Er bewog sogleich ohne alle Schwierigkeit den Herzog, den Erfinder selbst kommen zu lassen, und ward von ihm in seinem Geheimnisse so vollständig unterrichtet, daß er den neuen Phosphorus in seinem eigenen Laboratorio nachzumachen im Stande war. Der Erfinder ward mit einem jährlichen Gnadengehalt entlassen, und Leibnitz schickte eine Probe seines Phosphorus an Huygens und gab dem Herrn von Tschirn-

hausen auf seiner ersten Rückreise nach Frankreich noch eine andere mit, um sie der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorzulegen.

Mit der größten Leichtigkeit ging er von diesen Arbeiten zu den wichtigsten Fragen des Staats- und Völkerrechts über. Die langwierigen Unterhandlungen, die sich im J. 1679 mit dem Nimwegischen Frieden endigten, waren gleich bei ihrer Eröfnung durch solche Streitigkeiten aufgehalten, die sie zu verewigen droheten. Die französischen Gesandten hatten, nach der kleinlichen und verderblichen Politik ihres Hofes, dem Friedensgeschäfte solche Schwierigkeiten in den Weg geworfen, wodurch sie, nach ihrem Gefallen, die Beendigung desselben beschleunigen und entfernen konnten. Sie hatten in den Pässen, welche sie für die Gesandten der deutschen Reichsfürsten, die dem Friedenskongreß beiwohnen sollten, ausgefertigt, diesen Gesandten einen Rang versagt, den sie den Gesandten der italienischen Fürsten zugestanden, sie hatten sie, gleich als wenn sie ihren Herren das Recht der Oberherrlichkeit streitig machen wollten, nicht Gesandte, sondern blos Deputirte genannt. Dadurch öffneten sie sich ein unabsehbares Feld zu Erörte-

rungen, dadurch unterhielten sie einen beständigen Saamen der Eifersucht und Zwietracht unter ihren Gegnern. Mitten unter dieser Gährung der Gemüther trat Leibnitz auf, dem die Wiederherstellung der Ruhe eben so sehr als die Würde der Fürsten seines Vaterlandes am Herzen lag, um die Sache der Fürsten zu verfechten, und der Erfolg krönte die gerechten Ansprüche, für die er gesprochen hatte.

Die Schrift, welche er über diese Materie herausgab, erschien im Jahre 1677 unter dem erdichteten Namen des Caesarinus Fürstnerius mit der Aufschrift: De jure Suprematus ac Legationis Principum Germaniae (Von dem Oberherrlichkeits- und Gesandschaftsrechte der deutschen Fürsten). Um ihr noch einen größern Umlauf, insonderheit an den Höfen zu verschaffen, machte er selbst einen Auszug davon in französischer Sprache, unter der Aufschrift bekannt: Entretien de Philarete et d'Eugene sur la question du tems, agitée à Nimegue touchant le droit d'Ambassade des Electeurs et Princes de l'Empire.

Auch in diesem Werke ist die Ueberlegenheit

nicht zu verkennen, womit er den spezielsten Untersuchungen ein allgemeines und dauerhaftes Interesse zu geben wußte, auch hier nimmt sein Tiefsinn die Entscheidungen aus so tiefen Quellen, daß seine Arbeit auch für diejenigen unter seinen Zeitgenossen wichtig seyn mußte, die an der Hauptfrage keinen Theil nahmen, und daß ihre Wichtigkeit für die Wissenschaft noch immer fortdauert, nachdem der Streit, der sie veranlaßt hat, längst abgemacht ist. Diese Weise, die man mit Recht die seinige nennen kann, gehört zu sehr zu den Eigenthümlichkeiten seines wissenschaftlichen Karakters, als daß es überflüssig seyn könnte, sie in einem besondern Falle anschaulich zu machen. Vielleicht ist es auch nicht unnütz, zu einer Zeit, da sich jeder an die schwersten Fragen der Staatskunst und der Politik wagt, und da man glaubt, daß die ersten Gründe dieser Wissenschaft nur erst seit kurzem von unsern westlichen Nachbarn sind entdeckt worden, zu erfahren, daß sie längst in Deutschland tiefsinniger sind erforscht und richtiger gelehrt worden.

Er findet die Quellen der Oberherrlichkeit in der natürlichen Unabhängigkeit der Menschen, die

in einen gesellschaftlichen Verein zusammen getreten sind, verbunden mit einer Macht, die hinreichend ist, die Unterthanen in dem Gehorsam der Gesetze zu erhalten. Sie erfordert aber, daß das Recht und der Gebrauch der Macht zusammen verbunden und daß beide einander angemessen seyen. Denn das Recht allein mache nicht den Oberherrn aus, indem der größte Fürst so gut als der Niedrigste aus dem Volke verpflichtet sey, alle seine Handlungen nach den Vorschriften der Gerechtigkeit einzurichten. Eben so wenig könne es aber dabei blos auf die Macht ankommen, weil sonst ein Tyrann oder ein Räuberhauptmann, eben so gut, als ein Landesfürst die höchste Gewalt besitzen würde.

Er erwartet aber sogar nicht alles von der Macht, um die Menschen in den Schranken der Pflicht zu erhalten. Er will, daß das Gewissen, das alle Menschen der Gottheit, und die Ehrfurcht, die den Bürger seiner Obrigkeit unterwirft, nicht übergangen werde. Er hält diese Bande für die sichersten und wohlthätigsten, um auch dem Mißbrauche der Gewalt in den Händen der Regenten zuvorzukommen. Er wünscht zu

dem Ende zwei Oberhäupter für die große europäische Staatenverbindung, wovon das eine, als das Haupt der Kirche durch das Gewissen, das andere aber als das weltliche Oberhaupt durch die Ehrfurcht der Majestät die Regenten in der Ausübung der Gerechtigkeit erhalte. Wenn dieser Theil seines politischen Systems kaum noch Nachsicht zu verdienen scheint: so muß man sich erinnern, in wie viele Ideale der systematische Geist sich von jeher verloren hat, um das schwere Problem aufzulösen, wie man den wohlthätigen Gebrauch der obersten Gewalt sichern könne, ohne die Bande der Verfassung aufzulösen und sich den unbekannten Uebeln einer gewaltsamen Staatsveränderung auszusetzen.

Indeß schloß er aus dieser Idee von dem Verhältniß der Landesherren zu dem Oberhaupte des deutschen Reichs, daß ihnen durch ihre Verbindung zu Einem Staatskörper und durch ihre Ehrfurcht vor der Majestät dieses Oberhauptes von der Oberherrlichkeit nichts abgehe, daß ihnen alle Rechte, die zu derselben gehören, und folglich auch das Gesandtschaftsrecht zukommen müssen. Der Begriff von einem System verbündeter Staaten war

zu der Zeit, da Leibnitz schrieb, in dem Staatsrechte eine ganz neue Lehre. Da man die deutsche Verfassung nach der alten Theorie der drei einfachen Regierungsformen, der reinen Monarchie, der reinen Aristokratie und der reinen Demokratie beurtheilte: so mußte die deutsche Verfassung, die keine von allen diesen war, ein Ungeheuer scheinen, und man trug auch kein Bedenken, sie so zu nennen.

Diese Vorurtheile wurden durch das philosophische Gewand, worein sie Thomas Hobbes in seiner Theorie des Staatsrechts gekleidet hatte, noch mehr bestärkt. Leibnitz, der in seinen Untersuchungen immer bis auf die letzten Gründe zurückging, und selbst da, wo er nur für den praktischen Weltmann schrieb, auch den tiefsinnigen Philosophen nicht vergaß, glaubte daher die Schwierigkeiten nicht übergehen zu dürfen, die man aus der Theorie des Britten, der es wegen ihrer Neuheit, ihrer Kühnheit und scheinbaren Bündigkeit nicht an Bewunderern fehlte, gegen seine Grundsätze erheben könnte, und es ist, insonderheit wegen der nützlichen Winke, die es auch für unsere Zeiten enthält, vielleicht nicht unwichtig zu sehen, durch

welche geschickte Wendung er das Gebäude des Hobbesischen Despotismus aus seinen Angeln hob.

Nach diesem System haben die Menschen von Natur das Recht, Alles zu thun, was ihnen nützlich scheint, und folglich haben Alle ein Recht auf Alles. Aus diesem Rechte entstehen aber Kriege, die sich nicht anders als mit dem allgemeinen Untergange endigen können, die also einem jeden Einzelnen im höchsten Grade verderblich sind; folglich ist der Friede nothwendig, dazu muß aber das Recht Aller auf Alles und mit diesem auch das Recht, nach seinem eigenen Urtheil zu handeln, aufgehoben werden, ein Jeder muß seinen Willen auf den Staat, d. i. auf einen Monarchen, einen Senat oder eine Volksversammlung dergestalt übertragen, daß das, was der Staat, oder die ihn vorstellende physische oder moralische Person will, für den Willen eines Jeden gehalten werde. Diese Person kann aber nur eine Einzige seyn, die zur höchsten Herrschaft gehörigen Rechte können weder unter mehrere Personen, noch unter mehrere Senate vertheilt werden; denn wenn diese gegen einander stimmen sollten, so würde der Staat aufgelöset werden.

Es würde traurig seyn, wenn die Menschen kein anderes Mittel haben sollten, den Frieden und ihre bürgerliche Vereinigung zu erhalten, als in die Arme eines eisernen Despotismus zu fliehen. Zu ihrem Glücke ist dieser dem unbiegsamen und unwiderstehlichen Verhängniß gleich regierende Despotismus weder möglich noch nöthig. Der Fehlschluß des Hobbes, antwortet Leibniß, liegt darin, daß er nichts zulassen will, was nur die geringste Unbequemlichkeit mit sich führt, und das ist ganz der Natur menschlicher Angelegenheiten entgegen. Denn wenn man freilich nicht leugnen kann, daß bey der Theilung der Staatsgewalten, viele Uneinigkeiten, und wenn ein Jeder auf seiner Meinung beharret, selbst blutige Kriege entstehen können, so lehrt doch die Erfahrung, daß die Menschen gewöhnlich gewisse Mittelwege einschlagen, um nicht durch ihre Halsstarrigkeit Alles auf das Spiel zu setzen. Selbst auf den deutschen Reichstägen erfordern einige Geschäfte die völlige Einstimmigkeit, und das würde dem Hobbes eine Anarchie scheinen. Allein ein friedliches Nachgeben bald des einen, bald des andern Theils, welches die Lage der Umstände nothwendig macht,

eine überredende Vermittlung bahnt den Weg zu einer Uebereinstimmung, wobei der Gang der Geschäfte bestehen kann.

Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, der im Jahr 1679 erfolgte, gab Leibnitzens gelehrten Arbeiten eine neue Richtung. In einem so hohen Grade er die Gunst dieses Fürsten genossen, so nützlich ihm der Eifer desselben für die Wissenschaften gewesen war: so fand er doch dieses Alles und noch mehr in seinem Nachfolger, Ernst August, bisherigen Bischof von Osnabrück, wieder. Kaum hatte der neue Herzog seine Regierung angetreten, als er Leibnitzen auftrug, die Geschichte des Braunschweigischen Hauses zu bearbeiten. Da die Geschichte dieses Hauses sich in die Geschichte der Guelphen, von denen es abstammt, verliert, und da der Guelphische Fürstenstamm seine Herrschaft über einen so beträchtlichen Theil von Deutschland ausgebreitet hat, da sein Ursprung sich in die dunkelsten Zeiten der deutschen Geschichte verliert: so stand ein Plan derselben vor dem Geiste des philosophischen Historiographen, der nichts geringeres als die Geschichte des Entstehens und der Kultur der ganzen deutschen Nation umfaßte.

Allein für diesen Plan und für diesen Umfang der Forschbegier waren noch so gut als gar keine Materialien vorhanden. Der gemeine Geschichtschreiber würde sich mit dem Vorrathe begnügt haben, den er in Maders und Meiboms Sammlungen finden konnte. Leibnitz kannte sie, er wußte aber auch, wie dürftig sie für seine Absichten waren. Er mußte also seine Arbeit ganz von vorn anfangen, die historischen Quellen in Urkunden, noch ungedruckten Schriftstellern und Inschriften, in den Archiven, den Bibliotheken, und selbst in den Grabmälern aufsuchen. Ein Zweig des guelphischen Stammes herrschte in Italien, die Fürsten aus dem Hause Este. Es war also zu hoffen, daß sich noch in den Archiven dieses Hauses und in den Klosterbibliotheken von Italien Quellen für seine Geschichte werden finden lassen.

Das machte eine Reise nach Italien nothwendig, die Leibnitz sich für seine Bekanntschaft mit den Gelehrten dieses Landes und für die Befriedigung seiner Wißbegierde in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit, eben so nützlich, als für die Geschichte zu machen gedachte. Es kostete ihm keine Mühe, den Herzog für diese Reise zu gewinnen,

und er widmete ihr die Jahre 1687, 1688 und 1689. Unter den vielen merkwürdigen Bekanntschaften, die er in Italien machte, verdient diejenige besonders erwähnt zu werden, die sich durch das weite Feld zu neuen Untersuchungen, das sie ihm eröffnete, vorzüglich auszeichnet. Es war die Bekanntschaft des P. Grimaldi, ein jesuitischer Missionar und Präsident des Tribunals der Mathematik in China, den er in Rom kennen lernte. Die wenigen Nachrichten, die man damals in Europa von diesem sonderbaren Reiche an den äußersten Gränzen des östlichen Asiens hatte, verdankte man den Nationen, die mit den Chinesern in Handlungsverhältnissen standen, und die sich wenig um den Zustand der Kultur und der Gelehrsamkeit der Völker bekümmerten, zu denen sie blos der Handelsgeist führte. Was dem Gelehrten aus diesen entfernten Gegenden wichtig war, das konnte man nur von den Missionarien lernen, welche die Mönchsorden dahin schickten, und unter diesen stand der Orden der Jesuiten, als der gelehrteste, an der Spitze. Mit diesen kam Leibnitz durch seine neue Bekanntschaft in eine Verbindung, wodurch er ausführlichere Nachrichten über den Zu-

stand der Religion und der Wissenschaften in China erhielt. Die Politik der Jesuiten hatte indeß ihre Ursachen, übertriebene Begriffe von der Vollkommenheit der chinesischen Religion und Gelehrsamkeit in Europa zu verbreiten, diese kamen durch Leibnitz, Wolf und Bilfinger auch in Deutschland in Umlauf, und es hat nicht wenig Zeit gekostet, sie durch die genauere Bekanntschaft mit dieser Nation zu berichtigen und die Bewunderung bis zum Einklange mit der Wahrscheinlichkeit herabzustimmen.

Nur in der Lehre von der Schöpfung aus Nichts hielt Leibnitz, selbst auf den Glauben an die Zuverlässigkeit der Jesuitischen Berichte, die chinesischen Mandarinen nicht für rechtgläubig. Da er diese vermeinten Gelehrten für große Mathematiker hielt: so hofte er sie durch eine Wissenschaft, in der sie es, seiner Meinung nach, so weit gebracht hatten, eines Bessern zu belehren. Das Entstehen aller Zahlen aus Eins und Null in seiner binarischen Rechenkunst schien ihm ein geschicktes Sinnbild, wodurch man sich das Entstehen des Weltalls aus dem Nichts durch die Allmacht Eines Wesens begreiflich machen könnte.

Er schickte eine Schaumünze, worauf dieses ausgedruckt war, an den P. Bouvet, einen gelehrten Jesuiten, um sie dem chinesischen Kaiser und den vornehmsten Mandarinen zu überreichen. Sein Korrespondent fand in der Dyadik noch mehr Geheimnisse, als Leibnitz selbst darin vermuthet hatte. Sie enthielt, nach seiner Meinung, die Erklärung der vier und sechzig räthselhaften Figuren, welche vor mehr als viertausend Jahren der Kaiser Fohi erfunden haben soll, und die aus der verschiedenen Verbindung von ganzen und gebrochenen geraden Linien bestehen. Wenn sich die Wahrheit dieser glücklichen Entdeckung bestätigen sollte, setzt der Geschichtschreiber der Akademie der Wissenschaften in Paris, welcher sie der Herr von Leibnitz mitgetheilt hatte, hinzu, welche Ehre für die Europäer, wenigstens in den Augen der Chineser, ihnen den Schlüssel zu den Geheimnissen ihrer alten Weisheit gegeben zu haben. Sie hat sich leider! nicht bestätigt. Denn auch hier hat sich die Politik der Jesuiten nicht verläugnet, welche die Gelegenheit mit Freuden ergriff, einem Räthsel eine weisheitsvolle Deutung zu geben, das nichts als das verächtliche Geheimniß einer aber-

gläubischen Rabdomantie, oder Wahrsagung aus Stäben, enthielt.

So reich auch der Vorrath für die Geschichte war, den Leibnitz theils in Deutschland gefunden und zusammengetragen, theils aus Italien zurückgebracht hatte: so weit war selbst der Anfang seiner historischen Arbeit noch entfernt. Dieser Vorrath mußte erst gesammlet, geordnet, gedruckt werden, ehe er sich zu einer zusammenhängenden Geschichte verbrauchen ließ, und selbst dieser erste Theil der Arbeit mußte durch seine inneren Schwierigkeiten und seine steten äußern Unterbrechungen lange verzögert werden. Die unbezwingliche Gewohnheit seines philosophischen Geistes eine jede Untersuchung, wozu er bei jedem Schritte Veranlassung fand, bis in ihre ersten Gründe zu verfolgen, mußte, bei allem Beistande seiner Unterarbeiter, und bei aller Unermüdlichkeit seiner eigenen eisernen Aemsigkeit, die Aussichten zur Vollendung seines Werkes doch immer mehr entfernen.

Dazu kam noch die Lage, worin er sich befand, und die ihm nicht mehr erlaubte, einem einzigen Geschäfte sich ganz zu widmen. Es konnte schon, weder in der Literatur noch in der politischen Welt

sich nicht leicht mehr eine merkwürdige Begebenheit ereignen, die nicht seine Aufmerksamkeit erregt, und wenige, zu denen man nicht seinen Beitritt, seine Theilnahme oder wenigstens einen Rath, den man nur von seinem unbegränzten Wissen erhalten konnte, verlangt hätte.

Die ersten Früchte, welche er der gelehrten Welt aus seinem historischen Schatze mittheilte, waren noch von der Geschichte des Braunschweigischen Hauses und selbst von der Geschichte von Deutschland sehr weit entfernt. Es war seine diplomatische Sammlung für das Völkerrecht (Codex Juris Gentium diplomaticus), den er im J. 1693 in einem Bande in Folio herausgab. Dieses Werk enthielt eine Sammlung von Urkunden, auf denen die innere Grundverfassung der europäischen Staaten und ihre äußern völkerrechtlichen Verhältnisse gegen einander beruhen. Sein systematischer Geist sahe, daß bei der Allgemeinheit der Naturgesetze, noch unendlich vieles in den gegenseitigen Rechten und Verbindlichkeiten der Völker übrig bleibt, das durch Herkommen, Gewohnheiten und Verträge muß bestimmt werden. Ohne die Urkunden zu kennen, worin alles dieses

niedergelegt und aufbewahrt ist, läßt sich an die Gewißheit des Völkerrechtes, von der die Ruhe der Nationen in einem so hohen Grade abhängt, kaum gedenken. Diese also zu einer allgemeinen Kenntniß zu bringen, das war die Absicht eines Werkes, welchem die größten Staatsrechtslehrer durch ihre Fortsetzungen den besten Beweis ihrer Achtung und ihres Beifalls gegeben haben.

Da hier das Völkerrecht, als eine neue Wissenschaft, zum ersten Mahle in einer philosophischen Gestalt erscheint: so glaubte er von dem Plane seines Werkes und von dem Gesichtspunkte, aus welchem es sich an das allgemeine Naturrecht anschließt, eine ausführlichere Rechenschaft geben zu müssen. Die Vorrede, worin er dieses that, enthält Grundsätze, die sich durch ihre Evidenz und Anwendbarkeit so sehr empfehlen, daß sie noch jetzt der größten Aufmerksamkeit würdig ist.

Er fängt mit der Bemerkung an, daß die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, auch nach so vielen vortreflichen Schriftstellern, noch immer nicht völlig ins Klare gebracht sind. Das Recht, sagt er, ist ein sittliches Vermögen, und die Verbindlichkeit eine sittliche Nothwendig-

keit. Unter dem Sittlichen verstehe ich, was bei einem rechtschaffenen Manne so gut als physische Nothwendigkeit ist. Denn, wie ein römischer Rechtsgelehrter vortreflich sagt: was gegen die guten Sitten ist, von dem kann man nicht annehmen, daß wir es thun können. Ein rechtschaffner Mann ist aber derjenige, der alle Menschen so sehr liebt, als es ihm die Vernunft erlaubt. Und hier giebt er zuerst die eben so tiefgedachte, als fruchtbare Erklärung der Gerechtigkeit, sie ist die Liebe des Weisen, oder die Liebe, welche durch Weisheit und Vernunft regiert wird, und er setzt hinzu: der Ausspruch, den man dem Karneades beilegt, die Gerechtigkeit sey die größte Thorheit, weil sie verlangt, daß wir für das Wohl Anderer sorgen und unser eigenes vernachlässigen — dieser Ausspruch sey aus einem unrichtigen Begriff von der Gerechtigkeit entsprungen.

Wie läßt sich aber die Liebe seiner selbst mit der Liebe anderer Menschen vereinigen? Hier ist ein Knoten, an dem sich die Speculation des grübelnden Verstandes so oft vergebens versucht hat, indeß ihn das unbelehrte Gefühl eines wohlwollenden Herzens alle Tage von selbst löset. Leibnitz

thut weiter nichts, als die unentwickelten Entscheidungen dieses Gefühles in die deutliche Sprache des denkenden Verstandes übersetzen, und es kann unmöglich uninteressant seyn, seine Beantwortung dieser Frage von ihm zu hören, die so lehrreich ist und seinem tiefen Verstande und edlem Herzen gleich große Ehre macht. Einen lieben, sagt Leibnitz, heißt, sich an seiner Glückseligkeit ergötzen, oder, welches einerlei ist, fremde Glückseligkeit in seine eigene aufnehmen. Dadurch, setzt er hinzu, läßt sich auch eine Schwierigkeit in der Theologie heben, wie es nämlich eine ganz reine Liebe geben könne, eine Liebe ohne Furcht und Hofnung, und ohne alle Rücksicht auf irgend einen Vortheil. Denn die Glückseligkeit Anderer, die uns ergötzt, gehört mit zu unserer eigenen Glückseligkeit; indem das, was ergötzt, an und für sich selbst begehrt wird. Und wie die Betrachtung des Schönen selbst angenehm ist, und ein Gemälde Raphaels, ob es gleich nichts einbringt, den Kenner entzückt und von ihm mit einer Art von Liebe gehegt wird: so geht bei dem Schönen, das der Glückseligkeit fähig ist, dieses Ergötzen in eigentliche Liebe über. Die Liebe zu Gott übertrifft aber

jede andere Liebe, indem kein Wesen schöner, glückseliger und der Glückseligkeit würdiger ist. Da aber die Weisheit die Liebe regieren muß: so muß auch diese erklärt werden. Und da glaubt der Weltweise dem gemeinen Begriffe derselben am nächsten zu kommen, wenn er darunter die Wissenschaft der Glückseligkeit versteht. Hier kommen wir wieder auf den Begriff von Glückseligkeit zurück, den Leibnitz an diesem Orte nicht weiter zergliedert. Sie kann indeß nichts anders, als das Bewußtseyn unserer Vollkommenheit seyn, und diese ist an sich etwas Gutes. Was aber an sich gut ist, das muß auch als Zweck eines vernünftigen Wesens gut seyn. Indem also die Weisheit die Wissenschaft der Zwecke oder des an sich Guten, und also desjenigen ist, worin die Quelle der Glückseligkeit liegt: so haben wir eine Erklärung der Glückseligkeit gefunden, die mit dem Begriffe der Weisheit nahe genug zusammentrifft.

Aus dieser Quelle der Liebe, fährt der edle Weltweise fort, fließt nun das Naturrecht, von welchem es drei Grade giebt; das strenge Recht in der wechselseitigen, die Billigkeit in der austheilenden, und die Tugend in der allgemeinen Gerech-

tigkeit. Das Gebot des strengen Rechtes ist: daß man Niemanden beleidige, damit er nicht, in der bürgerlichen Gesellschaft eine Klage, oder außer derselben ein Recht zum Kriege erhalte; das Gebot der Billigkeit, einem Jeden das Seinige zu ertheilen, und dieses erstreckt sich auch auf die Handlungen, aus welchen die, auf die sie sich beziehen, keine Klage erhalten, wodurch sie uns zwingen, als: auf die Handlungen der Dankbarkeit, der Wohlthätigkeit u. s. w. In dem untersten Grade des Rechtes werden die Menschen als gleich betrachtet, in dem höhern hingegen wird ihre Würdigkeit erwogen, und danach die Vorzüge, die Belohnungen und Strafen abgemessen.

Der höchste Grad des Rechtes ist die Heiligkeit oder vielmehr die Frömmigkeit. Das strenge Recht soll anderer Unvollkommenheit vermeiden, die Billigkeit soll ihre Vollkommenheit auf eine angemessene Art befördern, aber nur so weit es in den Gränzen dieser Sterblichkeit geschehen kann. Daß wir aber selbst das Leben und Alles, was das Leben angenehm macht, dem größern Vortheile Anderer aufopfern, ja die größten Schmerzen für Andere übernehmen sollen, das ist mehr eine schöne

Vorschrift der Philosophen als eine gründlich erwiesene Wahrheit. Denn der Ruhm und das Hochgefühl einer tugendhaften Seele, worauf sie sich unter dem Namen des moralischen Schönen berufen, sind ohne Zweifel die größten Güter eines verständigen Wesens, die aber nicht bei Allen das Uebergewicht haben, indem sie nicht jede Phantasie mit gleicher Stärke rühren, am wenigsten diejenigen, welche weder eine edle Erziehung und Lebensart, noch die Lehren und die Zucht ihrer Schule zu der Schätzung der Ehre und dem Gefühl der Güter des Geistes gewöhnt hat. Damit also durch einen allgemeinen Beweis ausgemacht werde, daß alle Pflicht nützlich und alle Unheiligkeit schädlich sey, so muß die Unsterblichkeit der Seele und die Regierung einer allwaltenden Gottheit zu Hülfe genommen werden. So sind wir Alle als Glieder des vollkommensten Staates zu betrachten, und als Unterthanen eines Monarchen, dessen Weisheit sich nicht irren, und dessen Macht Niemand entgehen kann; der aber zugleich so liebenswürdig ist, daß in seinem Dienste die größte Glückseligkeit besteht. Wer in diesem Dienste sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Die Macht dieses Monarchen wirkt,

daß Alles, wozu ein Jeder ein Recht hat, ihm werden muß, daß Niemand verletzt werde, als von sich selbst, daß keine Pflicht ohne Belohnung, keine Sünde ohne Strafe bleibt.

Um dieser Betrachtungen willen wird die Heiligkeit des Willens die allgemeine Gerechtigkeit genannt; denn sie begreift alle Tugenden in sich.

Außer diesen ewigen Gesetzen der vernünftigen Natur giebt es aber nun noch ein willkührliches Recht, das durch das Herkommen eingeführt oder von einem bürgerlichen Gesetzgeber verordnet ist. Das erste beruht auf der stillschweigenden Einwilligung der Völker, und diese ist in der Geschichte aufbehalten, deren öffentliche Quellen die schriftlichen Verhandlungen sind. Die Sammlung von Urkunden, welche diese Verhandlungen aufbewahren, umfassen einen Zeitraum, der mit dem eilften Jahrhundert anfängt, und ist größtentheils aus Handschriften der Wolfenbüttelschen Bibliothek genommen.

In die Zeit, da er sich mit der Ausgabe dieses diplomatischen Kodex des Völkerrechtes beschäftigte, fällt der Anfang einer Arbeit, die mehr

als zehn Jahr hindurch ihm einen beträchtlichen Theil seiner kostbaren Stunden wegnahm, und die doch am Ende fruchtlos mußte abgebrochen werden. Das waren die Unterhandlungen zur Vereinigung der katholischen und protestantischen Religion. Da Leibnitz dabei eine so ansehnliche Rolle gespielt hat: so kann eine kurze Geschichte derselben, die so viele Beweise von der Allgemeinheit seiner Kenntnisse, seiner großen Unterhandlungsgabe, der Feinheit und Urbanität seiner Streitart, seiner Gewandtheit in den delikatesten Lagen, und von dem Vertrauen enthält, welches beide Theile in seinen Scharfsinn und in seine Unpartheilichkeit setzten, in einer Schilderung seines sittlichen und gelehrten Karakters nicht übergangen werden. Sie wird außerdem noch manche Winke über die Grundsätze und Absichten solcher Religionsvereinigungen enthalten, die auch für unsere Zeiten lehrreich seyn können.

Die Unterhandlungen fingen zuerst in Deutschland an, und gingen erst, nachdem sie hier eine geraume Zeit gedauert hatten, nach Frankreich über. Der Augsburgische Religionsfriede im Jahre 1553 und der Westphälische im Jahr 1648 hatten die

Punkte, worüber die katholische und die protestantische Kirche von einander abwichen, unentschieden gelassen. Diese berühmten Traktate, denen das erschöpfte Deutschland, nach langem vergeblichen Kampfe zwischen der Beherrschung und der Freiheit der Meinungen endlich seine Ruhe verdankte, waren bloße Ausdehnungen des allgemeinen öffentlichen Friedens auf die Verschiedenheit der Religionen. Nach denselben sollte niemand wegen seines Religionsbekenntnisses beeinträchtigt werden, die Augsburgischen Konfessionsverwandten sollten mit der bisherigen katholischen Kirche gleiche Rechte und gleichen Schutz der Gesetze genießen, ihrer friedlichen Ausgleichung und den glimpflichen Bemühungen um eine freiwillige Vereinigung indeß unbeschadet. Der protestantische Religionstheil, zufrieden, sein politisches Bestehen in dem deutschen Staatskörper erkämpft zu haben, hatte kein Interesse, Unterhandlungen zu einer solchen Vereinigung zu eröffnen. Die katholische Kirche hingegen hoffte noch immer, die Protestanten in ihren Schooß zurückzuführen. Der Jesuiterorden hörte nicht auf, die Möglichkeit einer solchen Wiedervereinigung dem Kaiserlichen Hofe in einer sehr nahen

Entfernung zu zeigen. Und in der That hatte ihr unermüdlicher Eifer für das Interesse ihrer Kirche und ihre sieggewohnte Unterhandlungskunst manchen Weg dazu gebahnt, auf welchem man sich versprechen konnte, weiter zu kommen. Der Herzog Johann Friedrich von Hannover war zu der katholischen Religion übergetreten und an ihm hoffte man einen Punkt gefunden zu haben, auf welchem die politische Mechanik die protestantische Kirche wieder in den Schooß der katholischen zurückheben könnte.

Diese Aussichten machten den Kaiser Leopold den Ersten dem Vereinigungsgeschäfte geneigt. Der Plan dazu hatte den Reichstag schon eine geraume Zeit beschäftigt, und unter der Hand hatte der Bischoff von Neustadt von dem Kaiser den Auftrag erhalten, mit dem Hannöverischen Hofe in Unterhandlung zu treten. Der Herzog Johann Friedrich und sein Nachfolger Ernst August, den die Erwartung der neunten Kurwürde dem Kaiserlichen Hofe gefällig machte, hatten von ihrer Seite den Abt von Lockum, Molanus, einen Mann, den selbst Leibnitz wegen seiner Gelehrsamkeit und Friedfertigkeit schätzte, ernannt, um

Bayerische Staatsbibliothek München

mit dem Bischof von Neustadt zur Vorbereitung der Vereinigungsartikel zusammen zu treten. Der Kaiser hatte endlich im J. 1691 dem Bischof Vollmacht gegeben, mit allen Staaten, Gemeinen und Privatpersonen seiner Königreiche der Religion wegen zu unterhandeln.

Allein nun begannen die Schwierigkeiten sich zu häufen, und sie wuchsen endlich so an, daß auch der Schnellgläubigste nicht mehr an der Unmöglichkeit der gewünschten Vereinigung zweifeln konnte. Nachdem die Unterhandlungen bereits sieben Monate gedauert hatten, entwarf der Abt Molanus die Bedingungen oder Regeln, die man als Präliminarartikel festzusetzen habe, ehe man zur Vereinigung über die Glaubenslehren selbst schreiten könnte. Diese Bedingungen waren aber schon so beschaffen, daß der Bischof von Neustadt sich nicht getraute, sie eigenmächtig einzugehen. Er glaubte sich nicht besser sicher stellen zu können, als wenn er den Beitritt des Bischof Bossuet erhielte, den die Franzosen damals den großen nannten, dem seine Polemik und seine feste Rechtgläubigkeit das Ansehen eines Kirchenvaters verschafft hatte, und dessen berühmte Exposition de

la Foi, mit welcher er im Jahre 1671 den unsterblichen Turenne bekehrt, der Bischof von Neustadt bei seinen Unterhandlungen über die Glaubenslehren selbst zum Grunde legen wollte.

Diese Wendung der Sache zog den Herrn von Leibnitz in das Vereinigungsgeschäft. Er stand bereits über ähnliche Gegenstände mit dem berühmten Paul Pelisson im Briefwechsel. Dieser durch seine großmüthige Vertheidigung seines ehemaligen Beschützers und Freundes, des unglücklichen Fouquet, und durch den warmen Eifer, womit er nach seiner eigenen Bekehrung zur katholischen Religion an der Bekehrung seiner zurückgelassenen Mitbrüder arbeitete, gleich berühmte, gelehrte und geistreiche Schriftsteller, hatte eine Schrift herausgegeben: Reflexions sur les Differens de la Religion. Dieses Werk, das sich durch eine ungewöhnliche Urbanität und Mäßigung von den polemischen Schriften so vortheilhaft unterschied, hatte der Herr von Leibnitz seiner Aufmerksamkeit würdig gefunden, und er hatte einige Bemerkungen darüber aufgesetzt, die seinem Verfasser mitgetheilt wurden, und zu einem Briefwechsel Gelegenheit gaben, der selbst den Beifall der

Sorbonne erhielt, und unter der Aufschrift: De la Tolerance des Religions, Lettres de M. de Leibnitz et Reponses de M. Pelisson, à la quatrieme Partie des Reflexions sur les Differens de la Religion, gedruckt wurde.

Die Briefe, die darin enthalten sind, können noch jetzt, bei allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit, die man darin bewundern muß, für Muster des natürlichsten Witzes und der Sprache des feinsten aber mit Würde verbundenen Zuvorkommens angesehen werden. Sie gingen durch die Hände der Frau von Brinon, einer Frau von großem Verstande und den glänzendsten Talenten, welche sie, ehe sie an den Pelisson abgegeben wurden, der berühmten Aebtissin von Maubuisson mittheilte.

Louise Hollandine war die Tochter des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich des Fünften, und durch ihre Mutter die Nichte des noch unglücklicheren Königes von England Karls des Ersten. Sie war im J. 1659 in Frankreich zu der katholischen Kirche übergetreten und im J. 1664 Aebtissin der reichen Abtei von Maubuisson geworden, wo sie im Jahre 1709

in einem Alter von 86 Jahren gestorben ist. Sie war ihrer ältern Schwester Elisabeth, die ihre Freundschaft mit dem Descartes, ihrem Lehrer in den schwersten Theilen seiner Philosophie und Geometrie, so berühmt gemacht hat, und die im J. 1680 als Aebtissin von Hervorden gestorben ist, an Wissenschaft und tiefer Gelehrsamkeit vielleicht nicht gleich, aber an Witz und Kunsttalenten überlegen. Ihre jüngere Schwester Sophie war die Gemahlin Ernst Augusts, Herzogs und hernach Kurfürsten von Hannover, seit 1701 erklärte Erbin des englischen Thrones, die einzige von den Kindern Friedrichs des Fünften, die in der protestantischen Kirche geblieben war.

Die Aussicht, die Verschiedenheiten der Religionsmeinungen in der christlichen Kirche, durch solche Männer, wie Leibnitz und Pelisson, ausgeglichen zu sehen, mußte diesen erlauchten Schwestern sehr willkommen seyn. Ihre Briefe wurden also durch die Vermittlung der Frau von Brinon, einer Nonne in der Abtei von Maubuisson, der Prinzessin, die sich ihrer als eines Sekretärs bediente, und durch den Herrn von Leibnitz der Herzogin und in der Folge auch dem Her-

zoge Anton Ulrich von Braunschweig mitgetheilt.

Diese Privatkorrespondenz ging bald in eine öffentliche Unterhandlung über. Denn sobald Bossuet an den Unterhandlungen des Bischofs von Neustadt angefangen hatte Theil zu nehmen, so erhielt der Herr von Leibnitz den Auftrag, mit diesem gelehrten und beredten Prälaten in einen unmittelbaren Schriftwechsel zu treten. Wir sind jetzt nicht im Stande zu entscheiden, ob die Hofnung eines glücklichen Erfolges oder eine bloße Gefälligkeit, der er sich nicht entziehen konnte, ihn bewogen haben, alle die mühevollen Arbeiten in diesem sonderbaren Geschäfte zu übernehmen, und wir wissen nicht, ob wir in dem ganzen langwierigen Gange desselben, mehr seine große Thätigkeit oder seine unermeßliche Gelehrsamkeit, seinen polemischen Scharfsinn oder die Politesse des feinen Weltmannes, die Anmuth seiner Schreibart oder die Humanität seiner Gesinnungen, seine Geduld oder seinen Glauben an die Möglichkeit und Nützlichkeit seiner Ausführung bewundern sollen.

Der ganze Vereinigungsplan scheiterte indeß sogleich an dem ersten Streitpunkte. Leibnitz

setzte voraus, daß die römische Kirche bereitwillig seyn werde, einige Irrthümer und Mißbräuche aufzugeben. Bossuet verlangte, daß man alle ihre Glaubenslehren und Gebräuche durch das Alterthum und das Ansehen der Kirche für hinlänglich geheiligt halten und sein Gewissen mit einer oder der andern erträglichen Auslegung derselben befriedigen sollte. Leibnitz hielt dieses Nachgeben selbst nach dem Sinne und dem System der römischen Kirche für möglich. Er bewieß, daß die katholische Glaubenslehre nach und nach entstanden sey, daß die Kirche zu allen Zeiten zu ihrem Glauben neue Lehren hinzuthun, daß also eine Kirchenversammlung im Namen der Gläubigen die Lehren und Gebräuche abschaffen könne, welche das Gewissen der Protestanten verhinderte, in ihrer Gemeinschaft zu beharren. Bossuet hingegen behauptete, daß die Kirchenversammlungen keine andere, als von den Aposteln durch untrügliche Ueberlieferung zu ihnen gekommene Lehren festgesetzt haben.

Aus diesem ersten Streitpunkte, ohne dessen Festsetzung an keine Vereinigung zu denken war, gingen sogleich so viel neue unbeendbare Streitig-

keiten hervor, daß man schon bei diesem ersten Ausgange sehen konnte, wie sehr man sich mit jedem Schritte immer mehr von einander entfernen werde. Dahin gehörte der nie zu endigende Streit über die Perpetuität des Glaubens der römischen Kirche, welche beinahe in jedem Artikel angegriffen und verfochten werden konnte. Indeß dieses in den Lehren von der Dreieinigkeit, der Einheit des Willens in der Person Christi und der Transsubstantiation im Abendmahl durchgestritten wurde: so gesellte sich zu diesen Streitpunkten noch die Frage über die Annahme der tridentinischen Kirchenversammlung in Frankreich, in Ansehung der Lehre, die Leibnitz leugnete und Bossuet behauptete.

Nachdem man über alles dieses nicht weniger als zehn Jahre gestritten hatte: so sahe man, was man gleich hätte sehen sollen, daß darüber keine Vereinigung möglich sey. Die Protestanten konnten in eine Kirche nicht zurückkehren, worin sie noch immer die Irrthümer und Mißbräuche wiederfanden, um welcher willen sie sie verlassen hatten, und die römische Kirche konnte diese Mißbräuche nicht aufgeben, ohne dem Ruhme ihrer ununterbrochenen Reinigkeit zu entsagen, ihre Unfehlbarkeit zweifel-

haft und den Glauben ihrer treuen Glieder wankend zu machen. Auch von einer politischen Gesellschaft ist es nicht zu erwarten, daß sie sich einer Herrschaft, der sie sich nach langem Kampfe entzogen hat, mit allen ihren Fehlern freiwillig wieder unterwerfen werde, so wie die Herrschaft sich schwerlich zu solchen Einschränkungen verstehen wird, die sie in Gefahr setzen könnten, auch ihre getreuen Unterthanen zu verlieren.

Der Punkt, von dem Pelisson ausging, schien geschwinder zum Ziele zu führen. Er führte auch bald zu einem Ziele, aber nicht zu dem, zu welchem er hin wollte. Die wenigsten Menschen, sagte er, sind im Stande, von den zur Seligkeit nothwendigen Wahrheiten nach eigener Prüfung sich zu überzeugen. Sie bedürfen also eines unfehlbaren Richters in Glaubenssachen, und den finden sie in dem Oberhaupte der römischen Kirche.

Leibnitz erkannte die Wahrheit des ersten Vordersatzes in diesem Schlusse, ja er ließ es sich gefallen, daß man die Unfähigkeit zu der Prüfung der Religion selbst über einen großen Theil der Gelehrten ausdehnte. Er vereitelte aber den Vor-

theil, den der Verfechter der kirchlichen Unfehlbarkeit aus dieser Unmöglichkeit des eigenen Urtheils in den Gliedern der Kirche zu ziehen gedachte, durch die Bemerkung, daß aller Anspruch auf die ewige Seligkeit nur von der Liebe abhangen könne, wodurch sich der Glaube thätig beweiset. Wenn es also, um ein rechtgläubiges Glied der Kirche zu seyn, nur auf den guten und aufrichtigen Willen ankommt: so kann der unmöglich ein widerspenstiger Ketzer seyn, der einfältiglich seinem Gewissen folgt, und das für wahr hält, was ihm nach unentwickelten Gründen des reinsten Gefühls wahr scheint. Denn selbst in dem Falle, daß er sich bei dieser Gemüthsfassung irren sollte: so würde ihm doch sein Irrthum nicht zum Ungehorsam können angerechnet werden. Man ist nicht ungehorsam, wenn man ein Gebot nicht hat befolgen können. Gesetzt also, daß die Kirche das Kopernikanische Planetensystem sollte für falsch erklärt haben; so würde doch derjenige nicht aufhören, ein Glied der wahren Kirche zu seyn, dem es unmöglich wäre, ein anderes anzunehmen.

Hier finden wir den Weltweisen in den ächten Grundsätzen der wahren christlichen Einigkeit, die

man endlich auch, nach vielen und langen vergeblichen Versuchen zu der Gründung eines sichern, dauerhaften und heilsamen Kirchenfriedens für die einzigen anwendbaren hat erkennen müssen. Den Bekehrern, denen es blos darum zu thun war, das Gebiet der herrschenden Kirche zu erweitern und die Tyrannei über die Gewissen in den Händen geistlicher Despoten zu befestigen, konnte freilich mit dieser Einigkeit durch die Liebe und die Aufrichtigkeit des Herzens nicht gedient seyn.

Sie kann indeß auf keine andere Art zu Stande gebracht werden. Denn wenn auch die Unterhändler der Vereinigung endlich selbst eins geworden sind: so können sie doch, bei der nie zu vertilgenden Verschiedenheit der Meinungen, nicht hoffen, daß alle Glieder in beiden Parteien ihnen in den Vergleichspunkten beitreten werden, und alsdann werden sie die Uneinigkeit, anstatt sie zu heben, nur noch vergrößert haben. Das war dem Scharfsinne der Herzogin von Hannover sogleich bei dem Anfange der Unterhandlungen nicht entgangen. Sie schrieb der Aebtissin von Maubuisson die merkwürdigen Worte: „Sie sagen, „es seyen bei Ihnen viele der Vereinigung entge-

„gen; das ist gerade auch der Fall bei uns. Ich „fürchte daher, daß, wenn man über die Punkte, „die unser Abt Molanus mit einigen lutherischen „Kirchen verabredet hat, wird eins seyn: so wird „es andere geben, die ihnen entgegen sind, und „so würde es dann wie eine neue Re„ligion seyn.“

Indeß sich dieses Vereinigungsgeschäft seinem Ende nahete, sahe sich Leibnitz schon in ein neues hineingezogen, wobei weniger Schwierigkeiten zu besorgen waren, und wovon man sich einen glücklichern Ausgang versprechen konnte. Denn es hatte nur die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zur Absicht, und es ging zunächst nur auf Ausgleichung der Streitpunkte zwischen der reformirten Kirche und den lutherischen Gemeinden in den preußischen Staaten. Da hier kein untrüglicher Richter und keine gesetzkräftigen Aussprüche der Kirchenversammlungen im Wege standen, da der König die gänzliche Zusammenschmelzung der beiden protestantischen Konfessionen in seinen Staaten selbst wünschte und durch alle glimpfliche Mittel zu befördern suchte: so hatten die Vermittler nur mit der Verschiedenheit der Köpfe und der

Meinungen selbst zu kämpfen. Allein diese allein reichte schon hin, ihnen bald die Unzulänglichkeit aller menschlichen Mittel bei einem Werke fühlbar zu machen, das die unsichtbare Regierung Gottes durch geheime Mittel von weiten vorbereiten muß, wenn es zu Stande kommen soll. Was Leibnitz, Jablonsky, Molanus, Spener, Männer, denen damals in der protestantischen Kirche wenige an Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Mäßigung, Klugheit und Ansehen gleich kamen, vergebens versuchten, das hat die Macht der Umstände von selbst, ohne Unterhandlungen, ohne Verabredungen, ohne den Beistand der Regenten herbeigeführt. Anstatt der Meinungen haben sich die Herzen vereinigt, anstatt die Verschiedenheit der Ueberzeugungen aufzuheben, welches unmöglich ist, hat man gethan, was schon längst hätte geschehen sollen, man hat die Wichtigkeit der Lehrmeinungen auf ihren wahren Werth gesetzt und durch die Liebe, die auch die Irrenden nicht ausschließt, den Sektenhaß verbannt. Eine gerechte Staatskunst, die, ohne Rücksicht auf Religionsmeinungen, die Rechte aller Bürger schützt, ein philosophischeres und geschmackvolleres Studium der Bibel, eine richtigere

Schätzung der Wichtigkeit der Unterscheidungslehren, die Milderung der Sitten und die Erweiterung der Geselligkeit, eine verständlichere Philosophie, wodurch der Untersuchungsgeist von den theologischen Streitigkeiten auf andere nützliche Gegenstände geleitet, ein vernünftiger Skeptizismus befördert und die Gemüther des dogmatischen Starrsinns unbiegsamer Polemiker entwöhnt wurden — alles dieses hat diejenige Einigkeit, woran die unvorbereiteten Bemühungen der besten und gelehrtesten Männer umsonst arbeiteten, ohne alle Unterhandlungen von selbst herbeigeführt.

Unter allen diesen so ungleichartigen Geschäften entwickelte sich das philosophische System, das Leibnitz nach und nach der Welt, und zwar immer nur gelegentlich, in einzelnen kleinen Aufsätzen, mittheilte. Erst in dem letzten Theile seines thatenreichen Lebens erhielt es durch seine unsterbliche Theodicee die Vollendung, worin selbst diejenigen dem Tiefsinn und der Kühnheit seiner Philosophie ihre Bewunderung nicht versagen können, die ihr, wenigstens nicht in allen ihren Theilen, Beifall geben. Seine Philosophie hat seinen Namen vielleicht am meisten auf die Nachwelt gebracht, indeß

sie bei seinen Lebzeiten nur die Erhohlung seiner Nebenstunden war, und der Ruhm, womit sie allein ihren Erfinder hätte auszeichnen können, sich in dem Glanze so vieler andern Verdienste verlor.

Sie ging von der kartesianischen Philosophie aus, die er bald durch ganz neue Aussichten, bald durch große Ideen der Alten, die unter seinen Händen, vermittelst einer lichtvollen Einschaltung in die schöne Zusammenfügung seines Lehrgebäudes, eine überraschende Evidenz und eine unerwartete Anwendung erhielten, der Wahrheit näher zu bringen suchte.

Die scholastische Philosophie war bereits vor dem Descartes durch Kepplers, Galileis Toricellis und anderer großen Naturforscher Entdeckungen in ihren Grundfesten erschüttert. Das fünfte Element war durch Kepplers Himmelsbeobachtungen, die absolutleichten Körper durch Galileis Gesetze des Falles und durch den Fall im luftleeren Raume, der Abscheu der Körper vor dem Leeren durch Toricelli's Barometer verschwunden. Die krystallenen Himmel mit ihren großen und kleinen Kreisen waren zerbrochen, die ins unendliche vervielfältigten Formen, wodurch

sie alles in der Körperwelt erklärten, waren verbannt, und an ihre Stelle waren die verständlichern mechanischen Erklärungen ihrer Erscheinungen getreten.

Die neuen Entdeckungen standen indeß noch immer nur einzeln, zerstreut und ohne Zusammenhang da. Descartes war der erste, der sie in ein System brachte, das ganze Weltgebäude nach dem neuentdeckten Mechanismus zusammensetzte, und so die neue Physik an eine eben so neue Metaphysik knüpfte.

Leibnitz entdeckte sogleich an diesem Lehrgebäude einen Fehler in seinen Grundpfeilern, durch den es alle seine Bündigkeit und Festigkeit verlor. Descartes hatte das Wesen der Körper in die bloße Ausdehnung gesetzt. Das hatte zwar seiner Philosophie eine scheinbare Evidenz gegeben, weil der Begriff der Ausdehnung einen hohen Grad der sinnlichen Klarheit hat; allein es hatte auch sein ganzes System verstümmelt. Denn wir werden in der Welt nicht bloß ausgedehnte Größe und Abänderung der ausgedehnten Größe gewahr. Es bedarf also noch außer den Begriffen der reinen Geometrie einen höhern Begriff, und das ist der

Begriff der Kraft, vermöge welcher die Körper thätig seyn und leiden können. Diese Bemerkung, die schon zu Leibnitzens Zeiten durch ihre Augenscheinlichkeit so treffend war, und die dem ungelehrtesten Verstande nicht entgehen kann, muß jetzt noch treffender scheinen, seitdem die neueste Chemie gelehrt hat, daß mehr Kraft als Materie in der Welt ist.

Der Begriff der Kraft ist auch eben so klar, als der Begriff des Handelns und Leidens; denn es ist die Kraft, woraus die Handlung erfolgt, wenn sie durch nichts gehindert wird. Nun ist aber die Bewegung etwas successives und veränderliches, dessen Theile nie zusammen da sind, die Kraft aber ist in jedem Augenblicke zugleich ganz da. Daraus schließt der Weltweise, daß die Kraft sowohl das einzige Beharrliche, als das einzige Wahre und Reale in den Dingen sey. Da ferner die Natur vielmehr auf das Wahre sieht, als auf das, was nur in unserer Vorstellung ganz da ist: so findet es sich, daß es die nämliche Quantität der Kraft und nicht die nämliche Quantität der Bewegung ist, die in der Natur erhalten wird. Er setzte also, als erstes Gesetz der Mittheilung der

Bewegung die Erhaltung der lebendigen Kräfte fest, und berichtigte daraus die Regeln der Bewegung, die Descartes aus der Erhaltung der Quantität der Bewegung hergeleitet hatte; und diese Berichtigung wird durch die Erfahrung bestätigt.

Diese Betrachtungen, wodurch Leibnitz die Physik mit der Metaphysik zu verbinden suchte, und die ihn auf die ganz neue Wissenschaft der Dynamik führten, sind in mehreren *einzelnen* Aufsätzen in dem Leipziger gelehrten Tagebuche, welches seit 1682 unter dem Titel: Acta Eruditorum herauskam, enthalten. Der erste Aufsatz war: Brevis Demonstratio etc. „Kurzer Beweis eines merkwürdigen Irrthums des Descartes und Anderer, über das Naturgesetz, wonach „sie wollen, daß Gott immer einerlei Quantität der „Bewegung erhalte, und das sie auch in der Mechanik mißbrauchen.“ Er erschien im J. 1686, und wurde von dem Abt Catelan in Frankreich und von Papin in Deutschland angegriffen. Die übrigen sind: „Von dem Begriff der Substanz“ im J. 1694. mit einer weitern Ausführung unter der Aufschrift: „Von der Natur selbst oder von der

„innern Kraft“ im J. 1698, und „der dynami=
„sche Versuch, die bewundernswürdigen Naturge=
„setze in Ansehung der Kräfte und Thätigkeiten der
„Körper zu entdecken und auf ihre Ursachen zurück=
„zuführen,“ im J. 1695.

Wenn aber Bewegung und Ausdehnung Ag=
gregate oder Dinge sind, die nur in unserer Vor=
stellung als Ganze ihr Daseyn haben: so wird nur
das Beharrliche und Einfache das Wahre und
Reale seyn, das außer unserer Vorstellung an und
für sich Wahrheit und Realität hat, dieses Einfa=
che und Beharrliche wird auf uns wirken, und in
uns die Vorstellung von Ausdehnung und Bewe=
gung hervorbringen. Das war eine nothwendige
Folge von den Grundsätzen, von denen Leibnitz
ausgegangen war. Indem er sie in seine Philoso=
phie aufnahm und von Folgerung zu Folgerung im=
mer weiter ging: so kam er auf die Resultate, die
das Unterscheidende derselben ausmachen.

Er mußte nämlich schließen, daß die Ausdeh=
nung so wenig, als Farben und Töne, so wie sie
von den Sinnen wahrgenommen wird, den Din=
gen außer uns selbst zukomme. Er rechnete sie
also zu den Erscheinungen, wofür Descar=

tes bereits die Gerüche, die Töne und die Farben erklärt hatte, er hielt sie für etwas, das bloß an den Dingen erscheine, nicht aber in der That in ihnen sey. Die Antwort auf die Frage, wie man an den Dingen etwas wahrnehmen könne, das doch nicht in ihnen sey, hatte er schon in seinen „Betrachtungen über die Erkenntniß, die Wahrheit „und die Ideen“ im J. 1684 gegeben. In diesem Aufsatze unterschied er die Erkenntniß in dunkle, klare und deutliche. Wenn wir nun Vorstellungen von Farben, Tönen und Gerüchen haben: so stellen wir uns allerdings nichts als Figuren und Bewegungen vor, aber so mannichfaltige und kleine, daß unsere Seele in ihrem gegenwärtigen Zustande unfähig ist, sie alle deutlich wahrzunehmen und also nicht merkt, daß ihre ganze Vorstellung aus bloßen Perceptionen von unendlich kleinen Figuren und Bewegungen bestehe; so wie wir in einer Mischung von gelben und blauen Staubtheilchen nichts als gelb und blau in ununterscheidbarer Feinheit sehen. Indem wir nun diese Theilchen und die Vorstellungen, die wir davon haben, nicht unterscheiden: so machen wir ein neues Ding, eine dritte Farbe daraus, die we-

der gelb noch blau ist, und die wir grün nennen.

So weit war bereits die cartesianische Philosophie gekommen, sie war aber bei der Ausdehnung, den Figuren und Bewegungen stehen geblieben. Leibnitz hielt auch diese für Erscheinungen, die aber in etwas Wahrem und Realem des Einfachen gegründet sind. Diese Natureinheiten, diese einfachen Elemente, die nicht die Theile, sondern die Gründe der Erscheinungen der Körper sind, nannte er Monaden. Wenn schon die Körperlehre des Descartes den sinnlichen Schein gegen sich hatte, und daher für jeden, der bloß bei diesem Scheine stehen bleibt, unübersteigliche Schwierigkeiten hat: so mußten sich diese Schwierigkeiten bei der Leibnitzischen Theorie noch um ein großes vermehren.

Das Wahre und Reale, auf welches Descartes die Farben, Töne und Gerüche zurückführte, lag immer noch in dem Gebiete der Sinne, es waren Figuren und Ausdehnung, von denen wir durch das Gesicht und das Gefühl sinnliche Bilder erhalten, und so lange man noch in diesem Kreise blieb, konnte man noch in dem Umfange seiner Er-

fahrung ähnliche Fälle von dem Unterschiede der Wahrheit und des sinnlichen Scheines finden. „Daß die wahre Welt etwas anderes sey, als die „scheinbare,“ sagt ein geistreicher Kenner der Leibnitzischen Philosophie, „das machte Fontenelle „seiner Markisin durch ein Gleichniß aus der Oper „begreiflich; indeß es immer noch manchen Meta„physikern und Algebraisten unbegreiflich ist, die „vermuthlich nie einen Wasserfall von Zindel gese„hen haben.“

Allein Leibnitz ging noch einen Schritt weiter, und dieser führte ihn über die Gränzen der Sinnenwelt. Ihm waren auch Ausdehnung und Bewegung Erscheinungen, das einzige Wahre und Reale waren ihm die Monaden und ihre Veränderungen. Da in der Region des Unsinnlichen der Einbildungskraft gar nichts mehr übrig bleibt, woran sie sich halten kann, so ist es kein Wunder, daß seine Monadologie Gegner fand, die ihr Einwürfe entgegensetzten, die ihnen unüberwindlich schienen, ja was noch schlimmer ist, daß sie witzige Spötter mit den Waffen des Lächerlichen bekämpften, die eben so beliebt als leicht zu handhaben sind.

Er wurde indeß zu diesem Ziele noch auf einem andern Wege geführt, und zwar auf dem Wege der alten Philosophie, die sich, in seinen Ergänzungen von beiden Seiten, mit der neuern begegnete. Nach dem Aristoteles entstand die schöne, ordnungsvolle Körperwelt durch die Vereinigung der Form mit der Materie. Bei den unorganischen Körpern ist diese Form eine bloße äußere, bei den organischen ist sie eine innere, und diese ist eine Substanz, eine thätige Kraft, eine Entelechie. Wenn der organische Körper eines Flötenspielers ein wirklicher Flötenspieler werden soll; so muß die Seele eines Flötenspielers mit ihm vereinigt werden. Diese Seele ist alsdann die innere substanzielle Form des organischen Körpers, sie ist die Quelle seines Lebens und seiner Thätigkeit. Nun aber ist alle Materie bis ins Unendlichkleine organisirt; es giebt keine unorganische Materie in der Welt, es muß folglich überall belebende Kräfte geben, da überall organisches Leben vorhanden ist, und diese Kräfte sind die Monaden. Wenn nun aber Figuren und Bewegungen nur in der Welt der Erscheinungen sind: so können die Monaden, die wahren Substanzen der Verstandeswelt, weder

ausgedehnt seyn noch bewegt werden, und das Reale in ihnen kann weder Figur noch Bewegung seyn. Was werden also ihre innern Veränderungen seyn müssen? Nichts anderes, als die Veränderungen, die wir in uns durch den innern Sinn wahrnehmen, und das sind Vorstellung und Begehren.

Eine jede Monade ist also ein Spiegel des Weltalls nach seinem Gesichtspunkte, umgeben mit einer Menge anderer Monaden, die ihren organischen Körper ausmachen, wovon sie die herrschende Monade ist. Sie hat in sich nichts als Vorstellungen und Streben nach neuen Vorstellungen, so wie in der Welt der Erscheinungen nichts als Figuren und Bewegungen sind. In jeder Monade sind daher alle ihre vergangenen und zukünftigen Zustände eingehüllt, so, daß ein Allwissender sie darin lesen könnte, und die Monaden harmoniren mit einander, weil sie Spiegel von ein und eben demselben Weltall sind, das nur nach unendlich vielen verschiedenen Perspektiven vorgestellt wird.

Auf welche schwindelnde Größe finden wir uns hier versetzt! Eine unendliche Vervielfältigung des Weltalls und dieses Weltall selbst in alle Un-

endlichkeiten des Raumes und der Zeit erweitert! Welcher endliche Verstand verliert sich dabei nicht in dem angenehmsten Staunen über die Größe eines solchen Werks, verbunden mit Größe seines Urhebers.

Allein der Verstand, der dieser Betrachtungen ungewohnt ist, wird, vielleicht selbst durch ihre Neuheit und Größe bei den ersten Schritten in dem Felde der Unermeßlichkeit, zu dem sie führen, zurückgeschreckt! Einfache Wesen Spiegel des ganzen Weltalls! Wer keine andern Spiegel kennt, als die, in denen man seine Gestalt beschauet, der wird mit diesen Weltspiegeln nichts zu machen wissen. Allein wenn ein Ding das vorstellt, was man aus ihm erkennen kann, wenn ein Dreieck den Weg fallender Körper, eine algebraische Formel die Zahlenreihe, die sie ausdrückt, wenn das Thermometer den Grad der Wärme, der sich aus der Höhe seiner Flüssigkeit erkennen läßt, vorstellt: so stellen die Einheiten der Natur die Welt vor, weil sie mit allen ihren Theilen und Veränderungen in dem genausten Zusammenhange stehen und der unendliche Verstand kann aus jedem Zustande jeder Natureinheit alle gegenwärtigen, vergangenen und künf-

tigen Zustände aller Natureinheiten erkennen, so wie man bei einer Uhr aus dem Stande, den ein Zahn jetzt hat, herleiten kann, wie alle Räder jetzt stehen, gestanden haben und stehen werden.

Diese unermeßliche Menge der Natureinheiten machen aber nun die Erscheinung der Ausdehnung aus; was an sich ein Haufen, ein Aggregat von Vielen ist, erscheint als Ein stätiges Ding. Hier entsteht eine neue Schwierigkeit aus der Unähnlichkeit zwischen dem Wahren und dem Scheine, dem Realen und der Erscheinung.

Diese Schwierigkeit hebt sich durch die Unähnlichkeit, die der Unterschied der Grade der Deutlichkeit selbst schon in die Erscheinungen bringt. Die Perspektiv stellt, nach den Regeln der Optik, das Große klein und das Eckigte rund vor. In den anamorphotischen Spiegeln sieht man nicht das, was vor ihnen liegt, aber aus der Optik findet man, was vor ihnen liegen muß, damit das in ihnen erscheinen kann, was man siehet.

Eben diese Unähnlichkeit von völlig einerlei Gegenständen, die aus den verschiedenen Graden der Deutlichkeit entspringt, womit sie gesehen werden, läßt sich auch an den großen Theilen des Weltge-

bäudes wahrnehmen. Schon Demokrit muthmaßte, daß die Milchstraße aus einem zahllosen Haufen leuchtender Sterne bestehe. Ihre unermeßliche Entfernung von unsern Augen macht, daß ihr Glanz in ein sanftes Weiß verschwindet, daß ihre Unterscheidbarkeit aufhöret und daß sie in einen ununterbrochenen Milchstrom zusammenfließen. Das was der Philosoph muthmaßen kann, würde völlige Gewißheit werden, wenn das Auge allmählig aus einer kleinern Entfernung in den großen Abstand könnte gerückt werden, aus welchem wir die Milchstraße sehen.

In diesem Lichte betrachtet verschwinden die Widersprüche, worin man die Vernunft, wenn sie sich mit der Zergliederung des Ausgedehnten beschäftigt, verwickelt glaubt. Ist das Ausgedehnte ins Unendliche theilbar: so ist sie es nur als Erscheinung, deren Theilung immer fortgesetzt werden kann, ohne daß wir auf eine kommen, welche nothwendig die letzte seyn müßte. Denn alle Theile sind wiederum nur ein kleineres Ausgedehntes und folglich, so gut wie das größere, theilbar. Allein die Erscheinungen sind Empfindungen, und was ist gewisser, als daß diese nicht aus Dingen entstehen

können, die wieder Empfindungen sind; sie müßten zuletzt in etwas gegründet seyn, das keine Erscheinung ist. Dieses ist dann das Wahre und Reale, dem sich die Erkenntniß immer mehr nähert, je deutlicher sie wird. Die Erscheinung der Milchstraße entsteht aus der verworrenen Empfindung unendlich kleiner Sterne; diese Sterne aber bestehen noch aus Erscheinungen, welche die Empfindung sich bildet. Müssen sich aber nicht endlich alle diese Erscheinungen in Dinge auflösen, die nicht mehr Erscheinungen sind? Die Theilung des Ausgedehnten in dem Gebiete der Empfindung kann also ins Unendliche fortgesetzt werden, die Auflösung in seine Gründe, die in dem Gebiete des Verstandes liegen, bringt die Vernunft mit ihrem ersten Schritte zu Ende.

Hier ist also kein Widerspruch. Denn wenn wir bei den Erscheinungen auf ihre letzten Elemente kommen: so sind diese Elemente keine Theile, sondern Gründe, und diese Auflösung ist nicht das Werk der Empfindung, sondern der Vernunft.

So entsteht dann alles Paradoxe der Monadologie daher, daß ihre Hauptwahrheiten außerhalb

der Sphäre der Sinnlichkeit liegen. Wem die Irrgänge in diesem durch das Licht der Empfindung nicht erhelleten Gebiete zu dunkel sind, der könnte vielleicht in einem so hohen Fluge der dichtenden Vernunft diejenige philosophische Mäßigung vermissen, die lieber ihre Unwissenheit bekennt, als sich in solche Regionen wagt, welche der willigste und unerschrockenste Forscher nach Wahrheit immer mit einiger Furchsamkeit betritt, weil ihm darin nicht das Licht der Erfahrung und der sinnlichen Evidenz vorleuchtet. Wer den erhabenen Spekulationen des Weltweisen mit dem Vergnügen der Bewunderung gefolgt ist, und die Orakel der ewigen Vernunft mit dem stillen Staunen der Betrachtung gehört hat, der scheint aus einem angenehmen Traume zu erwachen, wenn er seine Seele wieder den Eindrücken der Sinne zu öffnen beginnt. Die einfachen unkörperlichen Kräfte verschwinden, er sieht sich mit Körpern umgeben, in denen er mit seinen Sinnen vergebens das Unsichtbare sucht, das, gleich den Ideen des Plato, das einzige wahrhaftig Wirkliche seyn soll.

Wie soll aber eine gründliche Philosophie die Schranken des menschlichen Wissens bestimmen,

wie soll sie die Bedürfnisse der Vernunft mit dem Bekenntniß ihrer Unwissenheit vereinigen, ohne den Vorwurf der Trägheit zu verdienen, den Leibnitz mit Recht der Philosophie des Gassendi und Descartes machte, die in der Auflösung der körperlichen Erscheinungen bei ihren Atomen und ihrer geometrischen Ausdehnung stehen blieb? Wenn Leibnitz die letzten Gründe der Erscheinungen in dem suchte, was nicht Erscheinung ist, wenn er dem Realen keine andere Bestimmungen beilegte, als die, wovon wir in dem Einfachen in uns selbst ein unmittelbares Anschauen haben, und das wir allem andern Einfachen nach einer vernünftigen Analogie beilegen, wenn er endlich die Gründe der Unähnlichkeit zwischen dem Scheine und dem Wahren in den unverkennbaren Schranken der Sinnlichkeit fand: so enthielt diese Theorie, so kühn und vermessen sie scheinen mag, mehr als ein Bekenntniß unserer Unwissenheit und der engen Schranken unserer Erkenntniß.

Das ist das Urtheil des großen Kenners der Leibnitzischen Philosophie, den wir schon angeführt haben. „Aber mit diesen herrlichen Entdeckungen, sagt Kästner, „hat uns dann Leibnitz gewie-

„sen, wie die Erscheinungen der Körperwelt aus „den Monaden entstehen? — So wenig als uns „Galilei und Newton gewiesen haben, wie die „Erscheinungen der Milchstraße und des Sonnen„lichtes aus Fixsternen und Farbenstrahlen entste„hen. Die Leibnitzische Metaphysik lehrt uns eben „dadurch, daß wir nichts wissen, weil sie uns ent„deckt, daß sich unsere Wissenschaften nur mit Er„scheinungen beschäftigen.“

Eine andere Lehre, worin er von der Philosophie des Descartes ausging, um sie zu ergänzen und zu berichtigen, war seine vorherbestimmte Harmonie. Diese berühmte Hypothese, welche die Gemeinschaft der Weltsubstanzen und insonderheit des Leibes und der Seele erklären sollte, hängt mit seiner Monadologie genau zusammen und muß daher alle Vorwürfe der Paradoxie mit ihr theilen. Sie enthält indeß ein noch lauteres Bekenntniß der menschlichen Unwissenheit als die Monadologie selbst. Die Monaden sind Spiegel von einem und eben demselben Weltall, das von einer jeden nur nach einer verschiedenen Perspektive vorgestellt wird, sie stimmen also mit einander überein, und darin, sagt

Leibnitz, besteht meine vorherbestimmte Harmonie.

Diese Uebereinstimmung ist eine Thatsache, ein Gesetz der Natur, das die Erfahrung lehrt, und dabei blieb der Weltweise stehen, ohne sich herauszunehmen, das Wie? derselben erklären zu können. Dazu würde die vollkommenste Erkenntniß der kleinsten und verborgensten Veränderungen in der Seele und in dem Körper gehören. Er verhielt sich also, wie der Naturforscher, der aus der Erfahrung annimmt, daß die Körper schwer sind. Dieses Bekenntniß seiner Unwissenheit legt er selbst gegen den P. Tournemine ab. „Ich muß gestehen, sagt er, daß ich sehr unrecht würde gehabt haben, den Cartesianern vorzuwerfen, daß „die Uebereinstimmung, die Gott nach ihrer Meinung unmittelbar zwischen dem Leibe und der „Seele unterhält, nicht eine wahre Vereinigung „sey; denn gewiß meine vorherbestimmte Harmonie kann hier nicht mehr thun. Meine Absicht „ist bloß gewesen, das natürlich zu erklären, was „von ihnen durch ein beständiges Wunder erklärt „wird; ich habe mich bloß bemüht, von den Erscheinungen Grund anzugeben, d. i. von dem

„Verhältniß, den man zwischen dem Leibe und der „Seele wahrnimmt.“

Hier war es also, wo seine Philosophie die Voreiligkeit der alten Philosophie, welche die Gemeinschaft zwischen Leib und Seele durch einen physischen Einfluß erklärt hatte, zu dem Bekenntniß ihrer Unwissenheit zurückzuführen suchte. Nachdem Descartes den Unterschied des Denkens und des Bewegens so treffend aus einander gesetzt hatte: so hatte man Recht zu fragen, wie es sich begreifen lasse, daß aus einem Gedanken eine Bewegung, und aus einer Bewegung ein Gedanke werden könne? Einige Schüler des Descartes hatten diesen Knoten durch ihr System der gelegentlichen Ursachen, durchschnitten. Sie nahmen an, daß die Allmacht Gottes bei jeder Vorstellung in der Seele eine Bewegung in dem Körper, und bei jeder Bewegung in dem Körper eine Vorstellung in der Seele wirke. Da dieses beständige unmittelbare Einwirken die Menge der Wunder ins Unendliche vervielfältigte, und der erhabenen Idee widersprach, die sich Leibnitz von der Weisheit des Weltschöpfers, so wie von der Vortreflichkeit seines Werkes gemacht hatte: so berichtigte er sie

dadurch, daß er die Uebereinstimmung der Veränderungen in der Seele und in dem Körper aus ihrer natürlichen Entwicklung nach den Gesetzen der Vorstellungskraft und der Bewegungskraft erklärte.

Die Gestalt einer Ergänzung seiner großen Vorgänger mußte seiner Philosophie, außer ihrem eigenthümlichen Werthe, auch noch dadurch zur Empfehlung dienen, daß sie die Eigenliebe der Irrenden schonte. Sie verschönerte seine Belehrungen durch den Ton von Bescheidenheit und Verbindlichkeit, womit er den glänzenden Verdiensten älterer Weltweisen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ohne daß sein eigner Glanz dadurch verlieren konnte. Wenn er die Philosophie des Descartes den Vorhof der Wahrheit genannt hatte, und wenn die Philosophie, die den Forscher in diesen Vorhof geführt hat, seinen Dank und seine Bewunderung verdient, mit wie viel Dank und Bewunderung wird er demjenigen entgegen kommen, der ihm ihr Heiligthum selbst öffnet, von dessen Höhen die Außenlinien der Natur in ihrem Grundrisse vollständiger können übersehen werden.

Unter den Einwürfen, womit man sein neues

System über die Gemeinschaft der Substanzen und insonderheit der Seele und des Leibes, gleich nach seiner Erscheinung im Journal des Savans 1695 bestritt, beantwortete er nur die, welche ihm Foucher, der P. Lamy und Bayle entgegensetzten, weil nur diese von einiger Wichtigkeit waren, und ihm zu neuen Aufklärungen Gelegenheit gaben. Einer von den Gründen, warum Descartes bei dem Einfluß der Seele auf den Körper Bedenken fand, war, daß die Erhaltung der nämlichen Quantität der Bewegung in der Welt würde zerstört werden, wenn die Seele in dem Körper Bewegung hervorbrächte. Er schränkte daher diesen Einfluß bloß auf die Aenderung ihrer Richtung ein. Allein Leibniz dehnte sein Gesetz von der Erhaltung der Bewegungskraft auch auf die Erhaltung der nämlichen Quantität der Richtung aus. Dieses neue Gesetz der Natur legt er sich in dem Schreiben an Foucher ausdrücklich bei, und sagt, daß er es zuerst entdeckt und bewiesen habe.

Alle diese eben so neuen als erhabenen Wahrheiten erschienen immer nur gelegentlich als Bruchstücke von einem System, dessen vollständiger

Grundriß ihren genauen Zusammenhang mit den ersten Grundsätzen und den wichtigsten Lehren von Gott und der Welt in ihrem völligen Lichte zeigen sollte. In seinem Verstande war dieses System schon lange fertig gewesen, und es hatte nur auf Veranlassung gewartet, in seiner unsterblichen Theodicee ganz vollendet hervorzutreten, die sich erst in dem letzten Theile seines immer beschäftigten Lebens fand.

Der Zweck dieses Werkes war, die Einwürfe zu widerlegen, die Bayle in seinem berühmten historischen und kritischen Namenbuche in verschiedenen Artikeln, aus den Uebeln in den Theilen der Welt der Güte und Vollkommenheit ihres Urhebers entgegengesetzt hatte. Er schien zu glauben, daß man die Mischung von Gutem und Bösen in der Welt nicht anders, als durch das manichäische System von zwei ersten Grundursachen, einem guten und einem bösen erklären könne. Die Werke dieses scharfsinnigen und geistreichen Schriftstellers, und insonderheit sein historisches Namenbuch, waren die Lieblingsunterhaltung der gebildetsten Personen unter den Großen an den deutschen Höfen. Sie wurden von der durch ihre Schönheit, durch

ihren großen und glänzenden Verstand und durch die Anmuth ihres Umganges so berühmten Königin von Preußen, Sophie Charlotte, gelesen, und sie hatten auch den Glauben dieser wißbegierigen Fürstin erschüttert. Ihre Zweifel waren der gewöhnlichste Gegenstand ihrer häufigen Unterredungen mit dem Herrn von Leibnitz. Dieser auf gegenseitige Bewunderung gegründete geistreiche Umgang hatte sich schon in Hannover an dem Hofe der Kurfürstin Sophie, der Mutter der Königin, angefangen, und war durch des Herrn von Leibnitz häufige Reisen nach Berlin seit ihrer Vermählung fortgesetzt worden. Wenn die Uebereinstimmung in großen Gesinnungen, vor der alle Ungleichheit des Standes und der Geburt verschwindet, den Namen der erhabensten Freundschaft nicht verschmähet: so war es diese Freundschaft des Geistes, womit die große Königin ihren Leibnitz neben sich stellte und Leibnitz sich ihrer großen Seele näherte. Sein Schmerz über ihren Tod im J. 1705 beweiset, wie sehr er sie verehrte und ist das schönste Denkmal ihrer großen Eigenschaften und Tugenden. „Die Bestürzung, worin ich durch „den Tod der Königin von Preußen versetzt bin,“

schreibt er an Wilhelm Wotton, „einer Für=
„stin, deren gnädiges Wohlwollen meine Hofnung
„und Wünsche übertraf, und die verlangte, daß ich
„oft um Ihr seyn mußte, hat mich gehindert, in
„diesem Jahre meinen Briefwechsel mit Ihnen und
„andern Freunden fortzusetzen. Nie hat man eine
„geistreichere und leutseligere Fürstin gesehen. Da
„sie mich oft Ihrer Unterredungen würdigte, und
„da ich dieser Glückseligkeit so gewohnt war: so
„habe ich Ihren Verlust in der allgemeinen Trauer
„mehr als viele Andere empfunden. Als Sie in
„Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin,
„weil ich Ihr nicht gleich folgen konnte. Je we=
„niger wir auf eine so traurige Nachricht gefaßt
„waren, desto tiefer wurden wir gerührt. Ich bin
„einer gefährlichen Krankheit sehr nahe gewesen,
„und ich habe mich nur mit Mühe wieder erholt.
„Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wis=
„senschaft nicht gemeiner Dinge, mit einem steten
„Streben immer mehr zu erforschen, und Ihre Un=
„terredungen mit mir gingen stets dahin, Ihre
„Wißbegierde zu befriedigen, welches der Welt
„dereinst würde zum Vortheile gereicht haben, wenn
„der Tod sie uns nicht zu früh geraubt hätte.“

Leibnitz hatte sich frühzeitig mit der schweren Frage über den Ursprung des Uebels beschäftigt. Schon als ein Knabe las er Luthers berühmtes Werk „über den knechtischen Willen" (de servo arbitrio), Jakob Andreäs Mümpelgardisches Religionsgespräch und des Aegydius Hunnius Schriften über diese Materie. Die Streitigkeiten der Jansenisten und Molinisten gaben ihm Gelegenheit noch tiefer in dieselbe einzudringen. Das schrieb er im Jahre 1700 dem Daniel Ernst Jablonsky bei Gelegenheit der irenischen Unterhandlungen in Berlin, und in der Theodicee selbst setzt er hinzu, daß er schon in Frankreich auf die Ursachen des Uebels in der Welt gekommen sey, noch ehe der Streit zwischen Arnauld und Malebranche darüber ausgebrochen war, ja selbst vor der Erscheinung der Recherche de la Verité, und daß er seine Gedanken dem Arnauld, den seine Bewunderer den Großen nennen, in einem lateinischen Gespräche mitgetheilt habe.

Erst sechs Jahr vor seinem Tode, nachdem die Königin und Bayle bereits gestorben waren, trat seine Auflösung des großen Räthsels in seiner unsterblichen Theodicee hervor, einem Werke, das

alle Schätze seiner Philosophie in sich faßte, und worin die tiefsinnigsten Untersuchungen mitten unter dem weisesten Aufwande der seltensten Gelehrsamkeit in dem anmuthsvollsten Kleide der unterhaltendsten, natürlichsten und geistreichsten Sprache der feinen Welt erschien. Nicht anders konnte der Weltweise zu einem Schriftsteller, wie Bayle, und zu einer Königin, wie Sophie Charlotte, reden; aber dieser Weltweise konnte auch kein anderer als Leibnitz seyn.

Schon der Name, unter welchem das System seiner Rechtfertigung der Gottheit sich verewigt hat, der Optimismus, die Lehre von der besten Welt, kündigt ein auffallendes Paradox an. Die Güte und Weisheit mußte das Böse in der Welt zulassen, wenn sie die beste Welt oder das beste System von Dingen wirklich machen wollte. Indeß ist dieses die einzige Antwort auf die Frage, wenn Gott weise und gütig ist, woher das Uebel in der Welt? die alle Schwierigkeiten hebt. Und diese Wahrheit kömmt in so vielen Gestalten in der Theodicee wieder, schließt sich an so viele unvollständige Auflösungen der Hauptschwierigkeit, ergänzt so viele nicht ganz befriedigende und knüpft sich an so

viele Fäden in allen Geweben der philosophischen Systeme, daß sie am Ende über alle hervorragt, und der Schlußstein wird, der das Wahre in allen vereiniget.

Der rohe Verstand konnte, bei dem ersten Anblicke der Welt, so wenig als der gebildetste, eine stete Mischung des Guten und des Bösen in der Welt verkennen. Seine Erklärung machte ihm aber nicht die geringste Schwierigkeit. Er erkannte in dem höchsten Regierer der Welt noch nichts als seine Macht, und er würde ihn herabzusetzen geglaubt haben, wenn er ihm hätte das Recht absprechen wollen, auch Böses zu thun. Der nächste Schritt führte auf den Gedanken, daß von beiden jedes seine eigene Grundursach haben müsse, das Gute eine gute, das Böse eine böse. So entstand die beinahe in allen Religionen unter allen verschiedenen Gestalten verbreitete Lehre von den zwei Grundursachen, die sich Bayle zu verfechten vornahm. Wenn es lauter Gutes oder lauter Böses in der Welt gäbe; so brauchten wir nur Eine Grundursach; so aber ist Gutes und Böses vorhanden, wir brauchen also deren zwei.

Es sind deren auch in der That zwei Grundur-

sachen der Dinge in der Welt, aber sie sind alle beide in Gott, sie sind sein Verstand und sein Wille. Der Roman des menschlichen Lebens, der die allgemeine Geschichte des menschlichen Geschlechts ausmacht, nebst unendlich vielen andern, war von jeher in dem göttlichen Verstand ganz fertig erfunden, und der göttliche Wille hat bloß sein Daseyn beschlossen, weil diese Folge von Begebenheiten am besten zu den übrigen Dingen passen würde, wenn daraus das Beste hervorgehen sollte. Der Verstand giebt den Grund des Bösen her, ohne dadurch seinen Glanz zu verlieren, ohne selbst böse zu seyn; er stellt die Naturen dar, wie sie in den ewigen Wahrheiten sind, er enthält den Grund in sich, warum das Böse zuzulassen ist; aber der Wille geht nur auf das Beste.

Die schöne Dichtung, womit das ganze Werk schließt, und die nur in der blühendsten Phantasie entstehen konnte, stellt das Lehrgebäude des Optimismus vielleicht am kürzesten und deutlichsten dar. Laurentius Valla, einer von den schönsten Geistern unter den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien hatte ein Gespräch gegen den Boethius geschrieben, worin er erdichtete, Sex-

tus Tarquinius sey nach Delphi gegangen, um das Orakel wegen seines künftigen Schicksals um Rath zu fragen. Er erhielt zur Antwort: du wirst aus Rom verjagt werden, und im Elende herumirren. Sextus beklagt sich über sein Schicksal und Apollo antwortet ihm: Ich habe dir gesagt, was geschehen wird; ich weiß das Künftige, aber ich mache es nicht. Gehe hin und beklage dich bei dem Jupiter. Mit dieser Dichtung wollte Valla nur die Unzulänglichkeit der Theodicee des Boethius zeigen, indem er nur bewiesen hatte, daß das Vorhersehen die Begebenheiten in der Welt nicht nothwendig mache. Er unterschied das Vorhersehen von der Vorsehung. Boethius hatte das Erstere gerettet, aber nur auf Kosten der letztern. Leibnitz setzt die Dichtung fort. Sextus geht zu dem Jupiter nach Dodona. Warum hast du mich böse gemacht? fragt er ihn. Jupiter antwortet: Wenn du Rom und der Krone entsagen willst, so wirst du glücklich seyn; wenn du nach Rom zurückkehrest, so bist du verloren. Sextus kann sich zu einer so großen Aufopferung nicht entschließen, er verläßt den Tempel und kehrt nach Rom zurück. Der Oberpriester Theodor, welcher

der Unterredung beigewohnt hatte, gesteht, daß Sextus von nun an sein Unglück seinem bösen Willen werde beizumessen haben. Allein er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Gott bei seinen Anbetern auch seine Güte möchte rechtfertigen. Herr der Götter! sagt er, es hing von dir ab, ihm einen andern Willen zu geben. Jupiter verweiset ihn an seine Tochter Pallas. Er reiset nach Athen, wo man ihn in dem Tempel der Göttin der Weisheit schlafen läßt, und er sieht sich im Traume in ein unbekanntes Land versetzt. Hier findet er die Pallas an der Thüre des Tempels des Schicksals, worin sie ihm alle möglichen Welten zeigt. In jeder derselben waren verschiedene Sextus, die nach der Verschiedenheit ihres Willens verschiedene mehr oder weniger glückliche Schicksale würden gehabt haben. In der letzten endlich, die als die beste die Spitze der Pyramide ausmacht, welche aus allen übrigen zusammengesetzt ist, sieht der Priester den Sextus nach Rom gehen, und sich aller der Schandthaten schuldig machen, die ihm seine Vertreibung zuziehen.

„Du siehst," sagt ihm die Göttin, „daß mein „Vater den Sextus nicht böse gemacht hat; er

„war es von Ewigkeit her, und er war es immer „frei; er hat ihm blos das Daseyn bewilligt, wel„ches seine Weisheit der Welt nicht versagen konnte, „in der er begriffen war; er hat ihn aus der Re„gion des Möglichen in die Region der möglichen „Dinge übergehen lassen. Das Verbrechen des „Sextus dient zu großen Dingen, es wird daraus „ein großes Reich entstehen, welches große Bei„spiele hergeben wird. Allein das ist nichts in „Vergleichung mit dem Ganzen dieses Weltalls, „dessen Schönheit du bewundern wirst, wenn du „nach einem glücklichen Uebergange aus diesem „sterblichen Zustande in einen bessern, die Götter „dich werden würdig gemacht haben, sie zu er„kennen."

Auch diese Theorie, welche das Uebel in der Welt erklären soll, ist mehr dazu gemacht, den Stolz zu beugen, als zu erheben. Denn sie nimmt blos an, daß es dazu gehören müsse, weil Gott die Welt, worin es ist, gewollt hat, und das beste Wesen nur das Beste wollen kann. Sie vermißt sich nicht, es zu begreifen, wie jedes Uebel zur Verschönerung der Welt diene, sie demüthigt den menschlichen Vorwitz unter die Unermeßlichkeit der

göttlichen Weisheit, deren Tiefen kein endlicher Verstand ergründen kann.

Was der Theodicee, unabhängig von ihrem Hauptresultat, noch eine allgemeinere Wichtigkeit geben mußte, war unter andern auch, daß die vielen Fragen, über die man zu seiner Zeit noch mit allem Interesse der Neuheit stritt, und deren verschiedene Beantwortung bald die berühmtesten Partheien, bald die größten Namen an ihrer Spitze hatten, gleichsam im Vorbeigehen entschieden wurden, und daß sich die eigenthümlichen Grundsätze, die in ihren unerwarteten Anwendungen so neu waren, in den lichtvollesten und glücklichsten Verbindungen eingefügt fanden, und die in den kurzen Aufsätzen, worin sie längst vorher einzeln und zerstreut vorgekommen waren, kaum waren bemerkt worden.

Schon in seinen Beurtheilungen von Malebranches und Locke's Philosophie, hatte er die ewigen Wahrheiten gegen den Letztern in Schutz genommen, und ihnen gegen den Erstern ihren wahren Platz angewiesen. Diese haben den Grund ihrer Realität in Gott, in dessen Verstande die Möglichkeit der Dinge, und in dessen Willen ihre Wirk-

lichkeit gegründet ist. Es giebt also zwei große Grundsätze unserer Vernunftschlüsse; der eine ist der Grundsatz des Widerspruches, der andere der Grundsatz des bestimmenden Grundes. Der erstere ist ein völlig unabhängiger Grundsatz; denn ohne ihn gäbe es keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit; er ist also weder eines Beweises fähig noch bedürftig.

Den Satz des bestimmenden Grundes nahm er als eines von den Axiomen an, die das in der allgemeinen Erkenntniß sind, was Euklidens Grundsätze in der Größenlehre, Wahrheiten des gesunden Verstandes. Dieser große Grundsatz, sagt er, findet bei allen Begebenheiten Statt, und man wird nie ein Beispiel gegen ihn anführen können. Ob uns gleich diese bestimmenden Gründe nicht jedesmal bekannt genug sind; so sehen wir doch immer, daß es deren geben müsse. So unbedeutend dieser Satz an sich scheinen mag, so wenig er vor ihm unbekannt gewesen seyn kann; so gewiß ist er doch durch die Erläuterungen, Bestimmungen und Anwendungen, womit wir denselben von ihm erhalten haben, unter seinen Händen neu und sein eigen geworden.

Unter den vielen Anwendungen, die Leibnitz von dem Satze des bestimmenden Grundes machte, ist diejenige vorzüglich merkwürdig, die ihn in seiner letzten Streitigkeit auf solche neue Wahrheiten führte, welche verschiedene Hauptsätze der neuesten Naturlehre und selbst der Newtonschen berichtigten. Die Veranlassung zu dieser Streitigkeit gab ein Brief an die Prinzessin von Wallis, worin Leibnitz gegen die metaphysischen Theile der Newtonschen Philosophie seine Bedenklichkeiten geäußert hatte. Diese geistreiche Fürstin, welche die Wahrheit selbst bis in ihre dunkelsten Tiefen verfolgte, hatte Leibnitzens Brief Newtons Freunden mitgetheilt, unter denen der berühmte Samuel Clarke die Beantwortung der darin enthaltenen Einwürfe übernahm. Daraus entstand ein Schriftwechsel, der durch die Hände der Prinzessin ging, und, nachdem er bis zu Clarkens fünfter Antwort und Leibnitzens vierter Schrift war fortgesetzt worden, nur durch den Tod des deutschen Weltweisen unterbrochen wurde.

Die vornehmsten Gegenstände, von denen der Streit ausging, und worüber die beiden großen Häupter der damaligen Philosophie, Leibnitz

und Newton von einander abwichen, waren die Wunder und der leere Raum in der Welt; allein er erhielt in seinem Fortgange bald einen Umfang, der die wichtigsten und schwersten Fragen der Metaphysik und der Naturlehre in sich faßte. Eine Welt, die mit der Zeit einer Ausbesserung durch Wunder bedurfte, wie Newton annahm, schien Leibnitzen eine Maschine zu seyn, die der höchsten Weisheit ihres Urhebers nicht würdig ist; er ließ nur Wunder zum Besten der Geisterwelt zu; und der leere Raum in der Welt, den Newton das Sinnwerkzeug Gottes genannt hatte, war ihm aus mehr als einem Grunde anstößig. Er verwarf diese auffallende Vorstellung von dem Verhältniß Gottes zu der Welt, die ihm mit der Unabhängigkeit des über die Welt erhabenen Wesens zu streiten schien, schon darum, weil er den leeren Raum in dem Weltall überhaupt leugnete. Die Untersuchungen, welche dieser Streit veranlaßte, breiteten sich durch die ganze Naturlehre und Metaphysik aus, indem sie sich an die speziellsten Anwendungen der Erstern und an die höchsten Grundsätze der Letztern anknüpften. Die Eine, welche den leeren Raum betraf, war die

verwickeltste, aber auch die fruchtbarste an neuen Wahrheiten.

Leibnitz hatte in seiner neuen Hypothese, die er in seiner Jugend schrieb, den leeren Raum selbst angenommen; allein so wie sich seine metaphysischen Grundsätze in der Folge erhöheten, sah er sich genöthigt, ihn gänzlich zu verwerfen. In dem Streite mit Clarke ging er dabei von der höchsten Vollkommenheit Gottes aus. Diese erforderte, seiner Meinung nach, daß die Gottheit überall so viel Vollkommenheit in der Welt anbringe, als ohne Abbruch ihrer übrigen Vollkommenheiten geschehen kann. Nun ist aber die Materie vollkommner als das Leere, das Etwas vollkommner als das Nichts; denn nur das Etwas kann ein Gegenstand der göttlichen Macht, Güte und Weisheit seyn; Alles ist also in der Welt voll. Er gab diesem Beweise, vermittelst des Satzes vom bestimmenden Grunde, noch folgende sinnreiche Wendung. Es ist, fügte er hinzu, kein Grund denkbar, wodurch das Verhältniß des Leeren zu dem Vollen könnte bestimmt werden. Man könnte vielleicht sagen, daß Eins dem Andern gleich seyn muß. Allein da die Materie vollkommner ist, als das

Leere: so will die Vernunft, daß das geometrische Verhältniß beobachtet werde, und daß um so viel mehr Materie wirklich sey, als sie verdient, vorgezogen zu werden. Dann aber kann es gar kein Leeres geben; denn die Vollkommenheit der Materie verhält sich zu der Vollkommenheit des Leeren wie das Etwas zu dem Nichts.

So wie der Satz des bestimmenden Grundes den leeren Raum aus der Welt verbannte, so vertilgte er auch die materiellen Atomen. Es konnte keinen leeren Raum geben, weil kein Grund gedenkbar ist, wonach sein Verhältniß zu der Materie könnte bestimmt werden, und es können keine materiellen Atomen in der Welt seyn, weil in der Materie kein Grund vorhanden ist, irgendwo mit ihrer Theilung stehen zu bleiben.

Die Anwendung dieses Satzes in Feldern der Philosophie, wo er noch nie erschienen war, führte auf die Entdeckung eines neuen Satzes, der ihn noch fruchtbarer machte, aber auch mehrern Einwürfen blosgestellt schien. Das war der Satz des Nichtzuunterscheidenden. Wenn Alles, was in der Welt wirklich ist, einen Grund hat, warum es so und nicht anders, an diesem

Orte und zu dieser Zeit ist: so kann kein Ding dem Andern völlig ähnlich seyn. So wie sich die eigenthümlichsten Theile seiner Philosophie nach und nach, und immer nur dann, wenn sie das Bedürfniß herbeirief, gelegentlich entwickelten: so war es auch bei diesem Satze der Gang, den Clarke in seiner Vertheidigung des Leeren nahm, der Leibnitzen nöthigte, mit dem Satze des Nichtzuunterscheidenden hervorzutreten. Der deutsche Weltweise hatte geschlossen: es sey kein Grund vorhanden, warum Gott diesen Theil der Materie in diesen Theil des leeren Raumes und in keinen andern gesetzt, da alle Theile desselben einander völlig ähnlich sind; er hatte ihn also für ein Hirngespinst erklärt. Diesem Schlusse setzte Clarke den Einwurf entgegen: Wenn Gott bei der Ordnung der Materie etwas ohne bestimmenden Grund thun könne: so müsse er es auch bei dem leeren Raume können. Denn wenn man auch unter dem Raume die bloße Ordnung des Nebeneinanderseyenden verstehen wolle: so würde doch kein Grund vorhanden seyn, warum er einen Theil der Materie zur Rechten, einen Anderen zur Linken, einen Andern in die Mitte gestellt hätte; denn

die Materie sey in keinem ihrer Theile verschieden.

Das leugne ich, antwortete Leibnitz, es giebt auch keinen der kleinsten Theile der Materie, ja es giebt kein einziges wirkliches Ding, das dem Andern völlig ähnlich, und nicht von allen Andern verschieden wäre. Solche einander völlig ähnliche Dinge wären gegen den Satz des Nichtzuunterscheidenden, nach welchem nicht zwei Dinge wirklich seyn können, die gar nicht von einander verschieden, und also selbst dem höchsten Verstande ununterscheidbar wären.

So wie Leibnitz nur immer zu höhern Grundsätzen hinaufstieg, und überhaupt die erste Philosophie mit neuen Wahrheiten bereicherte, wenn er ohne sie die untergeordneten Wissenschaften nicht befestigen konnte: so verweilte er auch nicht bei den Beweisen solcher Sätze, die dem gesunden Verstande einleuchten, von der Erfahrung unterstützt werden und durch ihre Anwendung und das Licht, das sie überall verbreiten, eine hinlängliche Empfehlung erhalten. Es war ihm genug, wenn er für den Satz des Nichtzuunterscheidenden anführen konnte, daß er einen weitumfas-

senden Nutzen habe, daß er aus dem Satze des bestimmenden Grundes folge, und daß in der ganzen Natur, selbst bei Dingen, die sich am ähnlichsten scheinen, keine Erfahrung dagegen aufgebracht werden könne. Das gab oft zu unterhaltenden und geistreichen Zeitvertreiben Anlaß. Die Gesellschaft an dem Hannöverischen Hofe, wo solche Materien durchgestritten wurden, machte sich ein angenehmes Geschäft daraus, Erfahrungen aufzusuchen, womit sie die Paradoxen des Philosophen widerlegen könnten. Leibnitz erzählt uns selbst die Geschichte eines solchen Spieles, die uns von dem edlen Geiste der Unterhaltung dieser Gesellschaft einen Begriff machen kann. „Ein geistreicher Mann unter mei„nen Freunden sprach mit mir über den Satz des „Nichtzuunterscheidenden in Gegenwart der Frau „Kurfürstin in dem Garten von Herrnhausen, und „glaubte, daß er wohl zwei Blätter finden würde, „die einander gänzlich ähnlich wären. Die Kur„fürstin forderte ihn dazu heraus; und er lief lange „Zeit vergebens darnach herum.“

Noch weniger hielt er für nöthig, den Satz des zureichenden Grundes zu beweisen. Er begnügte sich zu sagen: „Wollte Gott, daß man sich im-

Schubert del. C. Schule sc. 1796.

Leibnitz behauptet, daß nicht zwey Blätter einander völlig ähnlich seyn.

„mer so klarer Grundsätze bedient hätte! Daß „alles einen zureichenden Grund bedarf, daß es da „sey, eine jede Begebenheit, daß sie geschehe, eine „jede Wahrheit, daß sie wahr sey, bedarf das ei„nes Beweises? — Jedermann bedient sich die„ses Grundsatzes in tausend Gelegenheiten. Es ist „wahr, man hat ihn in vielen andern aus Nach„lässigkeit vergessen, aber gerade daher sind auch „alle die Hirngespinste eines für sich bestehenden „realen Raumes, des Leeren, der Atomen u. d. gl. „entstanden. — Mir diesen großen Grundsatz „leugnen, das heißt es wie Epikur machen, der „sich genöthigt sahe, den Satz des Widerspruchs zu „leugnen, wornach jeder verständliche Satz entweder „wahr oder falsch seyn muß. Chrysipp ließ sich dar„auf ein, ihn gegen den Epikur zu beweisen; ich habe „aber nicht nöthig, ihm darin nachzuahmen, ob ich „gleich bereits oben gesagt habe, was den meinigen „rechtfertigen kann, und ob ich gleich noch etwas „darüber sagen könnte, das aber vielleicht für den „gegenwärtigen Streit zu tiefsinnig seyn möchte. „Und ich glaube, daß mir vernünftige und unpar„teiische Personen zugeben werden, daß man sei„nen Gegner ad absurdum gebracht habe, wenn

„man ihn so weit gebracht hat, daß er diesen Satz „leugnen muß."

Wenn aber diese Sätze, wenn insonderheit der Satz des zureichenden Grundes, Jedermann so einleuchtend ist, wenn man sich desselben von jeher bedient hat, wie kann man seine Entdeckung dem Weltweisen zu einem so großen Ruhme anrechnen? — Man würde den Verdiensten Leibnitzens etwas vergeben, wenn man diese Frage wollte unbeantwortet lassen. Der Mensch handelt in tausend Fällen nach Grundsätzen, die er sich nicht deutlich und noch weniger mit der Genauigkeit und Bestimmtheit denkt, womit sie erst in den Wissenschaften nützlich und fruchtbar werden. Es giebt eine natürliche Metaphysik, wie es eine natürliche Logik, Arithmetik und Geometrie giebt. Diese gehet von gewissen allgemeinen Grundsätzen aus, deren sie sich selbst nicht bewußt ist, und wendet sie in leichten und gewöhnlichen Fällen ohne Gefahr und Schwierigkeit an. Die Wissenschaft zeichnet diese Sätze aus, um sie auch bei schweren Untersuchungen zu gebrauchen und damit zu verborgenern Wahrheiten zu gelangen. Dazu bedürfen sie aber geschickter Erläuterungen und genauer Bestimmun-

gen; und selbst nachdem sie diese erhalten haben, bedarf es noch immer eines ungewöhnlichen Scharfsinnes mit ihrem Lichte in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen, und darin neue Wahrheiten zu entdecken. Euklides errichtete mit Hülfe einiger leichten Grundsätze das ganze Gebäude seiner Geometrie, und es schadete dem Ruhme seiner Kunst nicht, daß sie mit so gemeinen Mitteln das ausgerichtet hatte, was so vielen nicht gelungen war, denen sie eben so gut, als ihm, zur Hand waren. Wie sollte es dem Ruhme eines Leibnitz schaden, daß er mit einer gemeinen Wahrheit die Philosophie von Hirngespinsten gereinigt und die Naturlehre mit sich selbst und mit der ersten Philosophie in eine so sichere und lichtvolle Harmonie gebracht hat?

Mit diesen Waffen hatte Leibnitz gegen die Hirngespinste des leeren Raumes und der Atomen gestritten; diese hatte Newtons Philosophie mit der mechanischen Philosophie seiner Vorgänger gemein, seine Meinung über die Wunder, welche die Körperwelt verbessern sollen, war ihr eigen. Newton glaubte, daß die Unregelmäßigkeiten, welche aus der gegenseitigen Einwirkung der Pla-

neten und Kometen entstehen, nach und nach so groß werden müßten, daß die ganze Naturmaschine endlich einer Ausbesserung bedürfen würde. Die Erfahrung hat darüber noch nicht gesprochen, bemerkte Leibnitz dagegen, wir nehmen an dem Laufe und an der Ordnung der Planeten noch keine Veränderung wahr, die uns eine solche Zerrüttung vermuthen ließe. Sollte sie indessen erfolgen müssen: so ist nichts gewisser, als daß die Gottheit von jeher schon alles in der Natur so werde angelegt haben, daß das ewige Uhrwerk des großen Weltsystems durch seine eigene Kräfte sich wieder aufziehen und in seinem regelmäßigen Gange erhalten werde; das kann man von einem Werke erwarten, das der unendlichen Kunst der höchsten Weisheit würdig seyn soll.

Dieser Schriftwechsel ward nur durch seinen Tod unterbrochen, und er verdiente das Leben eines Weisen zu krönen, der sich ganz der Erforschung der Wahrheit aufgeopfert hatte. Seine Philosophie, weitumfassend in ihren Grundsätzen, unerschrocken und scharfsinnig in ihren unerwarteten und glücklichen Anwendungen, edel in ihren Gesinnungen, war die Frucht von unablässigen Untersuchun-

gen, unterstützt von den seltensten Talenten, von ausdauerndem Nachdenken, eindringendem Tiefsinne und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit. Er hatte damit in den frühesten Jahren seines Lebens angefangen, er hatte den ganzen Kreis der Wissenschaften erschöpft, mit ihren Schätzen seine Betrachtungen genährt, sie immer wieder auf seinen großen Gegenstand zurückgeführt, und so hatte er die große Laufbahn zurückgelegt, um an ihrem Ziele alle seine Kränze in dem Tempel des Ewigen aufzuhängen. Denn nach seinem Ausspruche ist der größte Nutzen der Philosophie, und insonderheit der Naturlehre, die Frömmigkeit zu nähren und zu der Gottheit zu erheben.

Wie sehr und wie anhaltend ihn diese Untersuchungen beschäftigt haben, das wissen wir von ihm selbst. „Ich habe endlich," sagt er in einem Schreiben an Burnet, „über alle diese wichtigen „Materien nicht eher Partei genommen, als nach„dem ich mehr als zehnmal darüber nachgedacht „und wieder nachgedacht, und nachdem ich noch „außerdem die Gründe Anderer geprüft habe. Da„her bin ich auch zu allen diesen Untersuchungen, „die blos von dem Nachdenken abhangen, ausneh-

„mend vorbereitet. Die meisten meiner Meinun-„gen habe ich endlich nach einer Ueberlegung von „zwanzig Jahren zur Gewißheit gebracht.“

Allen diesen philosophischen Arbeiten, die schon allein ein ganzes Leben beschäftigen könnten, hatte gleichwohl Leibnitz nur die wenigen Stunden widmen können, welche ihm seine zahlreichen Geschäfte, sein ausgebreiteter Briefwechsel, seine mathematischen Entdeckungen und seine gelehrten Arbeiten in allen andern Feldern der Wissenschaften übrig ließen. Nur ein so thätiger Geist, wie der seinige, konnte unter so vielen Zerstreuungen und Anstrengungen nicht erliegen.

Er hatte unter allen diesen so ungleichartigen Arbeiten seine Geschichte des Braunschweigischen Hauses nicht aus den Augen verloren. So groß indeß auch seine unermüdete Geschäftigkeit war, so konnte doch von der Sammlung der dazu nöthigen Materialien der erste Theil unter dem Titel: Scriptores Rerum Brunsvicensium, nicht eher als im Jahr 1707 erscheinen, dem der zweite im Jahr 1710 und der dritte im J. 1711 folgte. Das ist die ganze Frucht seiner Bemühungen um diesen Theil der Geschichte. Indeß bleiben diese

Sammlungen ein immerwährendes Denkmal seines Fleißes und seines Forschungsgeistes; sie gehören noch jetzt zu den unentbehrlichsten Quellen der mittlern Geschichte, und sind also gelehrte Arbeiten, mit denen er sich den größten Geschichtsforschern an die Seite gesetzt und so einen bleibenden Nutzen gestiftet hat. An der Verarbeitung derselben zu einer vollständigen Geschichte des Braunschweigischen Hauses hinderte ihn der Tod.

Allein auch das längste Leben würde nicht hingereicht haben, einen Plan auszuführen, wie er sich vorgezeichnet hatte. Da das Guelfische Stammhaus sich von der Nordsee bis in Italien ausbreitete, das sächsische Haus, welches Deutschland fünf Kaiser gegeben hat, in sich begriff, und einer von den zwei großen Staatsparteien der Guelfen und Gibellinen, worin ein großer Theil der Christenheit mehrere Jahrhunderte hindurch getheilt war, den Namen gegeben hatte: so mußte seine Geschichte gewissermaßen die allgemeine Geschichte von Deutschland und Italien seyn, und in alle die großen Begebenheiten, die der Kampf dieser Parteien hervorbrachte, eingreifen. So schwer ein solcher Gegenstand schon an sich selbst zu erschö-

pfen war, so gab er ihm doch noch einen weitern Umfang, indem er ihn an den ersten Zustand der Bevölkerung und endlich an die ersten Veränderungen der Oberfläche unseres Erdballs knüpfte. Aber eben darum konnte sich Leibnitz in der Ausführung eines solchen Planes nur vorerst das Todesjahr Heinrich des Heiligen 1025 zu seinem Ziele setzen. Die Topographie der Braunschweigischen Länder, und die Genealogie ihrer Herzoge sollte darin den Anfang machen. Allein auch dieser vorläufige Theil seines großen Entwurfes ist erst nach seinem Tode von seinen Nachfolgern, Johann George Eccard, Johann Daniel Gruber und Christian Ludewig Scheid ausgeführt worden. Diese Untersuchungen sollten durch seine berühmte Protogäa eröffnet werden, ein Werk, worin er bis auf den ersten Zustand unserer Erdkugel zurückgeht. Dieser Zustand reicht über alle schriftlichen Denkmale der Geschichte hinaus, die Spuren der Natur sind die einzige Geschichte, worin die Nachrichten davon können gelesen werden, und diese wiesen seiner Meinung nach auf eine allgemeine Ueberschwemmung hin. Diese Hypothese war bereits aus Thomas Burnets

heiliger Theorie der Erde bekannt, der sie an die kabbalistische Philosophie geknüpft und mit abentheuerlichen Schriftauslegungen unterstützt hatte. Leibnitz ging dabei von den Abdrücken von Pflanzen und Fischen in Fossilien des Harzes aus, indem er urtheilte, daß diese Fossilien ursprünglich müßten weich gewesen seyn, damit sich die Naturkörper, deren Abbildungen sie enthielten, darin hätten abdrucken können.

Er hatte seine Protogäa, worin er der Welt diese Hypothese vorlegen wollte, bereits im J. 1691 geschrieben, und 1693 in den Actis Erud. einen Auszug davon bekannt gemacht; sie ist aber erst 1749 von Christ. Ludw. Scheid vollständig herausgegeben worden *).

---

*) In Lessings Leben und seinem noch übrigen Litt. Nachl. 2. Th. S. 191. wird der Herausgeber der Protogäa Schmid genannt, und unter dem Texte die Anmerkung hinzugesetzt: „Ob dieses der Professor zu „Helmstädt Johann Andreas Schmid oder ein anderer „ist, und wo Leibnitzens Protogäa von diesem Schmid „herausgekommen, habe ich nirgends finden können.“ Das ist kein Wunder; denn dieser Schmid ist kein anderer als Scheid. Vermuthlich hat Lessing die Anmerkungen, woraus sein Nachlaß genommen ist, sehr

So weit indeß das, was Leibnitz geleistet hat, von dem ist entfernt geblieben, was er sich zu leisten vorgesetzt hatte, so ist es doch noch immer mehr, als was wir irgend einem andern Gelehrten, der in diesem Fache allein groß ist, zu danken haben. Daß er nur die wichtigsten Denkmale, daß er nur Geschichtschreiber aus der Dunkelheit hervorziehen würde, durch welche über ihre Zeiten ein ganz neues Licht würde verbreitet werden, das konnte man seinem philosophischen Geiste zutrauen. Allein er führte sie in den Vorreden, die er jedem Theile vorsetzte, mit Nachrichten ein, und begleitete sie mit Anmerkungen, die das Werk einer tiefen historischen Gelehrsamkeit sind, und zugleich mit seltnem

---

flüchtig geschrieben und sein Herausgeber hat das eine für das andere gelesen. Die Stelle des vorgeblichen Schmids, worauf Lessing zielt, steht in Scheids Vorrede zu der Protogäa in Leibnitzens Werken nach Dutens Ausg. T. II. P. II. S 183. Es kommen in diesem Nachlasse mehr solche Stellen vor, wo der Herausgeber Lessings Handschrift nicht hat lesen können, als S. 174. wo Knorr von Rosenroth der Verfasser der fabulae denudatae statt Cabbalae denudatae und der Verfasser der Pseudodoxiae epidemicae Browur statt Brown genannt wird.

Scharfsinne auf die Resultate hinweisen, die ein gemeiner Leser, sich selbst überlassen, darin nicht würde gefunden haben.

Neben diesen aufgegebenen historischen Arbeiten, denen Leibnitz schon ein allgemeines Interesse zu geben wußte, bereicherte er die Wissenschaft noch mit einer ansehnlichen Menge anderer Schätze, worin sein unermüdlicher Fleiß, blos aus Liebe zu der Wissenschaft selbst, für den dunkelsten Theil der deutschen Geschichte neue Quellen eröffnete. Sein Specimen Historiae arcanae de Vita Alexandri VI. Papae ex Diario Joannis Burchardi, Ceremoniarum Magistri, enthielt die geheimsten Anekdoten und die darstellendsten Schilderungen von den Greueln des Vatikans unter Alexander dem Sechsten, aus der Feder eines glaubwürdigen Augenzeugen; seine Accessiones historicae seu Scriptores rerum germanicarum et aliarum hactenus ineditarum, ergänzten die Lücken, die so gelehrte Geschichtforscher, als Freher, Goldast, Meibom, Lindenbrog, in ihren berühmten Sammlungen gelassen hatten.

Außer diesen großen Werken verdankt ihm die Geschichte mehrere kleinere Arbeiten, worin

er bald die Rechte der Fürsten mit scharfsinniger und mühsamer Genauigkeit erörterte, bald in die Tiefen des entferntesten Ursprungs der Völker ein neues Licht brachte. Zu den erstern gehört seine Information sommaire pour la succession de Sa Majesté Prussienne aux Comtés de Neufchatel et Vallengin, im J. 1706., zu den letztern seine Untersuchungen über den Ursprung der Franken im J. 1715. Er ging in diesen Untersuchungen von der gemeinen Meinung der Geschichtsforscher ab, und führte die Franken von dem baltischen Meere an den Rhein. Diese in der Folge so mächtige Völkerschaft auf ihren ersten Ursprung zurückführen, hielt er auch wegen ihres Gesetzes, das unter dem Namen des Salischen bekannt ist, für nöthig, deren Inhalt und Geschichte sonst an manchen Stellen nicht wohl erklärbar ist. Er fand indeß in Frankreich an dem P. Tournemine und in Deutschland an dem Nic. Hier. Gundling Gegner, die zu den Geschichtsforschern vom ersten Range gehören, denen er mit so vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit antwortete, daß der Sieg dieses durch seinen Tod unterbrochnen Streites unentschieden geblieben ist.

Alle diese historischen Untersuchungen waren mit den tiefsten Sprachforschungen durchwebt, die er bald an die Geschichte, bald an die Philosophie anzuknüpfen wußte. In beiden Rücksichten schränkte er sich nicht blos auf die europäischen Sprachen ein, er suchte sich auch Nachrichten von den Sprachen des entferntesten Asiens zu verschaffen, und dazu hoffte er seine Verbindungen mit dem Orden der Jesuiten in ihren Missionen und mit den russischen Gelehrten durch den Schutz Peters des Großen zu benutzen. Was wir ihm von Schätzen in diesem Theile der Gelehrsamkeit zu danken haben, findet sich theils in seinen historischen Arbeiten, theils in einzelnen Aufsätzen in den lateinischen Schriften der Akademie zu Berlin und in mehrern gelehrten Tagebüchern zerstreut, theils in einer größern Sammlung, die Eckard unter der Aufschrift: Collectanea etymologica, herausgegeben hat.

Wenn man die Arbeiten, deren genaues Verzeichniß der Zweck dieses Denkmals nicht zuläßt, und wovon so viele gar nicht bekannt geworden sind, mit dem gewöhnlichen Maaße der menschlichen Kräfte vergleicht, wenn man bedenkt, daß

diese Arbeiten, worin er jede Wissenschaft so weit über die Gränzen hinausführte, in denen er sie gefunden hatte, nur das Resultat unermeßlicher vorhergehender Studien und Meditationen seyn konnten: so begreift man kaum, wie der anhaltendste Fleiß und das längste Leben eines Schriftstellers dazu hinreichen konnte, selbst wenn er sich mit nichts anders beschäftiget hätte. Und gleichwohl nahmen die Pflichten seiner vielen Aemter, seine zahlreichen Zerstreuungen in dem Umgange mit mehrern Höfen, seine Bekanntschaften mit den berühmtesten Gelehrten und mit so vielen durch ihre Geburt, ihre Würden und ihre Wissenschaft ausgezeichneten Großen, so wie sein unermeßlicher Briefwechsel und seine häufigen Reisen, einen so großen Theil seiner Zeit ein, daß es zweifelhaft ist, ob diese Geschäfte und Zerstreuungen seine gelehrten Arbeiten, oder seine gelehrten Arbeiten seine Geschäfte und Zerstreuungen unterbrochen.

Sein Ruhm hatte sich so frühzeitig und schnell verbreitet, daß nicht allein die angesehensten Höfe ihn für ihre wichtigsten Geschäfte suchten, und, wenn sie ihn nicht ganz besitzen konnten, wenigstens in den schwersten Aufträgen zu gebrauchen wünschten,

sondern daß nicht leicht in Deutschland, ja in dem ganzen Europa, irgend eine gelehrte Unternehmung zu Stande kommen konnte, wozu man nicht entweder seine thätige Mitwirkung, oder wenigstens seinen Rath verlangt hätte. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hatte ihm bereits im J. 1673 unter der Bedingung seines Uebertritts zur katholischen Kirche eine Stelle unter ihren Mitgliedern angeboten, die er erst in der Folge ohne diese Bedingung annahm, und im J. 1674 hatte ihn sich die Gesellschaft der Wissenschaften zu London zugesellt. Im Jahr 1691 ernannte ihn der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Anton Ulrich, zu seinem Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrage für die Verfertigung eines Verzeichnisses derselben zu sorgen. Da er seinen Wohnsitz in Hannover behielt: so verpflichtete ihn dieses Amt zu häufigen Reisen, und gleichwohl führte er die Aufsicht über den ihm anvertrauten Bücherschatz mit solchem Eifer, daß man die Beweise davon noch jetzt nicht ohne Bewunderung wahrnehmen kann. Er benutzte sie nicht allein selbst zum Besten der Wissenschaften, indem er ihre verborgenen Schätze an das Licht

brachte, er machte sie auch andern Gelehrten brauchbar und veranlaßte die Vermehrung derselben durch den Ankauf der an Seltenheiten reichen Bibliothek des Marquard Gudius.

Um eben diese Zeit hatte Leibnitz ein neues Geschäft bei den Unterhandlungen über die neue Kurwürde des Häuses Hannover erhalten. Die rechtlichen und historischen Ausführungen, welche der Hannöverische Reichstagsgesandte, der Herr von Platen, nöthig hatte, waren Leibnitzens Arbeit, und er hatte die Freude, diese Sache zur Zufriedenheit des Fürsten, dem er so sehr ergeben war, nicht ohne seine gelehrte Mitwirkung, im J. 1692 beendigt zu sehen. Indeß machte ihm der Streit über das Erzamt, welches dem neuen Kurhause verliehen war, noch bis in das Jahr 1696 neue Arbeit. Dieses Erzamt war das Reichsbanneramt, und es wurde von dem Würtembergischen Hause in Anspruch genommen, dessen Fürsten von jeher dem Heere in den Reichskriegen die Sturmfahne vorgetragen hatten. Leibnitz unterschied von dieser Sturmfahne noch das Reichspanier, zu dessen Vortragung der Kaiser in jedem Falle einen der ersten Reichsfürsten ernannt habe,

womit er also, ohne Nachtheil irgend eines andern fürstlichen Hauses, nach seinem Gutbefinden einen Reichsfürsten beleihen könne. Er hatte in diesem Streite einen der ersten deutschen Staatsrechtslehrer, den berühmten Kulpis, zu seinem Gegner. Die Sache blieb zwischen zwei solchen Streitern zweifelhaft, und ward nur durch die Ertheilung eines neuen Erzamtes entschieden.

Eine Arbeit von ganz verschiedener Art, welche die ganze Thätigkeit des allgemeinsten Gelehrten nebst der Gewandtheit des erfahrensten Geschäftsmannes erforderte, war die Errichtung der Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin, die im Jahr 1701 zu Stande kam. Diese neue Schöpfung, die er mitten unter seinen Unterhandlungen über die Religionsvereinigung und seinen mannichfaltigen historischen, mathematischen und philosophischen Arbeiten unternahm, war ihm ganz allein überlassen, von ihm allein erwartete man alle Vorschläge zur Hebung der Schwierigkeiten, die, ungeachtet aller Bereitwilligkeit des Hofes, dabei vorkommen mußten. Er war es, der den Plan der Gesellschaft entwarf, die Gesetze und ersten Einrichtungen machte, durch Finanzvorschläge für

ihre Unterhaltung sorgte, die ersten Mitglieder derselben aufsuchte und die Arbeiten unter ihnen vertheilte. Das alles erforderte häufige Reisen und einen ausgebreiteten Briefwechsel, da er selbst von Berlin entfernt lebte. Und alle diese Arbeiten vermehrte er sich dadurch noch mehr, daß er der neuen Gesellschaft eine Ausdehnung gab, wie sie, vor ihr, noch keine andere gehabt hatte. Sie ollte mit ihren Untersuchungen die ganze Encyklopädie der Wissenschaften, von der höchsten Mathematik bis auf die mechanischen Künste des gemeinen Lebens, und von der tiefsinnigsten Spekulation der Philosophie bis auf die besonderste Geschichtsforschung und das kleinlichste Sprachstudium umfassen, und da noch keine andere gelehrte Gesellschaft einen so weiten Wirkungskreis hatte: so konnte er die Gesetze und Einrichtungen von keiner derselben ganz für die seinige benutzen.

Zu den Unterhaltungskosten der neuen gelehrten Anstalt brachte er zwei Quellen in Vorschlag, das Kalendermonopolium und einen Bücherzoll, von denen aber schon das Erstere für hinlänglich gehalten wurde. Da er von der Nützlichkeit einer

gelehrten Gesellschaft für alle Stände des Staates nach den Begriffen, die er sich von ihren Geschäften machte, große Erwartungen hatte: so glaubte er, daß alle Klassen der Bürger, die Ungelehrten sowohl als die Gelehrten, zu ihrer Unterhaltung beitragen müßten, und so sehr ihn seine politischen Grundsätze zur Sparsamkeit geneigt machten: so schienen ihm doch die Quellen ihrer Finanzen nicht reichlich genug seyn zu können, wenn sie zu den nützlichen und oft kostbaren Unternehmungen hinreichen sollten, die er von seiner neuen Gesellschaft erwartete. Nach diesen Grundsätzen hatte er schon dem Herzoge von Braunschweig die Verwendung der Einkünfte von dem gestempelten Papiere zur Vermehrung der Wolfenbüttelschen Bibliothek vorgeschlagen. Durch die Einführung eines Bücherzolles wollte er aber noch die Absicht erreichen, den Umlauf schlechter Bücher zu erschweren, um auf diese Art ihre Anzahl zu vermindern. Wenn er den Nutzen eines Buches zur Belehrung des Verstandes und zur Besserung des Herzens für den einzigen Maaßstab von der Güte desselben annahm; so muß er die Menge der schlechten Bücher schon zu seiner Zeit für sehr ansehnlich gehalten haben,

da er eine Auflage von dieser Art für so ergiebig hielt. Und sie würde immer ergiebiger und vielleicht auch gerechter geworden seyn, seitdem das blos zeitverkürzende Bücherlesen sich so allgemein verbreitet hat, wenn die Artikel des geistigen Luxus so leicht zu bestimmen wären, als die Artikel des leiblichen.

Da ihn der König zum Präsidenten der gelehrten Gesellschaft ernannt hatte, deren Schöpfer er war: so hatten seine Geschäfte mit ihrer Stiftung nicht aufgehört. Es war ihm nicht genug, ihre Arbeiten durch Vorschläge und Aufmunterungen zu nützlichen Untersuchungen zu unterstützen, sie durch Rath und Mittheilung der nöthigen Hülfsmittel zu erleichtern, er nahm selbst an ihren Arbeiten durch eigne Abhandlungen aus allen Wissenschaften Theil, und der erste Theil ihrer Schriften, der im J. 1710 unter der Aufschrift: Miscellanea Berolinensia, erschien, beweiset, welch ein thätiges Mitglied er gewesen ist.

Leibnitz entwarf kurze Zeit nach der Errichtung der Gesellschaft der Wissenschaften zu Belin, den Plan zu einer ähnlichen in Dresden, und der Kurfürst von Sachsen, König August I., würde

ihn ausgeführt haben, wenn ihn der polnische Krieg nicht daran gehindert hätte.

Alle diese Arbeiten waren zugleich eine Vermehrung seines Ruhmes; aber jeder Zuwachs seines Ruhmes war auch eine Vermehrung seiner Arbeiten. Die immer häufigern Spuren seiner Thätigkeit und seiner ausgebreiteten Kenntnisse in allen Theilen der Wissenschaften machten ihn immer mehr zum allgemeinen Orakel bei allen wichtigen Unternehmungen. Von allen Seiten wandten sich die Fürsten und ihre ersten Räthe an ihn, wo sie für das Interesse ihrer Staaten, für die Beförderung der Kultur und der Gelehrsamkeit nützliche Entwürfe bedurften.

Noch am Ende seines Lebens suchten ihn der Czar Peter der Große und der Kaiser Karl der Sechste. Sie zogen ihn in den wichtigsten Angelegenheiten ihrer weitläuftigen Staaten zu Rathe und bestrebten sich um die Wette, ihn durch Belohnungen und Ehrenstellen zu dem Ihrigen zu machen.

Es war das Jahr 1711, welches den größten Weltweisen seiner Zeit mit dem Schöpfer der beginnenden Kultur eines unermeßlichen Reiches über

die wichtige Angelegenheit der Völkerbildung in Berathschlagung sahe. Peter der Große, nicht mehr der aufstrebende Lehrling, der im J. 1697 mit Verleugnung des Glanzes seiner Geburt und seines höchsten Ranges, in dem tiefsten Incognito unter dem Gefolge seines eigenen Gesandten in dem gebildeten Europa die Gelegenheiten zu seiner eigenen Geisteskultur ausforschte, Peter der Große, der erfahrene Beherrscher zahlreicher Nationen, der glückliche Erzieher eines aus der Rohheit hervorgezogenen Volkes, der Schöpfer der Kriegskunst und der Schiffahrt seiner Reiche, der Sieger des größten Helden des Nordens, war in dem Zeitpunkte seines größten Ruhmes nach Deutschland gekommen, um sich auf der großen Laufbahn in der Ausführung der Unternehmungen zu stärken, die er für die Größe und den Ruhm seines Volkes angefangen hatte. Er hielt sich zu Torgau auf, wo das Vermählungsfest seines Sohnes mit der Braunschweigischen Prinzessin sollte gefeiert werden. Hier verschwand die Entfernung, welche die Hoheit des Thrones zwischen dem Monarchen und dem Weltweisen setzte; man sahe blos zwei große Männer sich über die Beförderung des Wohls

der Menschen berathschlagen, der Eine erwartete von dem Andern in seinem Wirkungskreise unterstützt zu werden. Leibnitz erhielt von dem Czar das Versprechen, über die Abweichungen der Magnetnadel in seinen weitläuftigen Staaten Versuche anstellen, und ihm über die Sprachen des nördlichen Asiens Nachrichten sammlen zu lassen. Das waren die Vortheile, die er sich zum Besten der Wissenschaften erbat; allein der Czar ertheilte ihm auch Beweise seiner persönlichen Achtung, indem er ihm ein ansehnliches Gehalt und die Stelle eines Geheimen Justitzraths anbot.

Bald darauf schien sich ein neuer Schauplatz seines Ruhmes zu eröffnen. Er wurde an den Kaiserlichen Hof nach Wien berufen, gerade zu der Zeit, da die Minister zu Utrecht im J. 1713 an dem Friedensgeschäfte arbeiteten. Wie groß mußte die Meinung von seinen Kenntnissen in den Staatsgeschäften seyn, da man ihn bei einer so wichtigen Angelegenheit zu Rathe zog, und er dem Kaiser Karl dem Sechsten seine Gedanken über den Friedensentwurf des Hofstaatskanzler Grafen von Sinzendorf konnte überreichen lassen. Der Kaiser bezeigte ihm seine Zufriedenheit auf eine

Art, woraus man den Werth abmessen kann, den er den Verdiensten des großen Mannes beilegte. Er belohnte ihn mit einem Jahrgehalt von 2000 Gulden, nachdem er ihn schon im Jahre 1711 zum Reichshofrath gemacht und in den Reichsfreiherrnstand erhoben hatte.

Leibnitz fand in Wien an dem Prinzen Eugen, der damals die größte Höhe seines Ruhms erreicht hatte, einen andern großen Mann, dem ihn der Glanz seiner Verdienste näherte. Der Geist des Helden, der außer den kriegerischen auch andere Talente zu schätzen, und in den Wissenschaften die Erholung von dem Geräusch der Waffen durch den Genuß einer ruhigern Thätigkeit zu finden wußte, hörte mit Vergnügen in den Stunden seiner Muße den Gesprächen des Weltweisen zu, die in allen Feldern der Wissenschaften belehrend und unterhaltend waren. Er scheuete selbst die höchsten Spekulationen seiner Philosophie nicht, und es war für ihn, daß Leibnitz den gedrängtesten und zugleich ausführlichsten Abriß seines Systems in französischer Sprache aufsetzte, der nach seinem Tode in der Europe savante unter dem Titel: Principes de la Nature et de la Grace

fondés en Raison, und lateinisch in den Actis Eruditorum erschien, und den im Jahre 1728 Gottlieb Michael Hansch in seinen Principiis Philosophiae more gemetrico demonstratis herausgab.

Alle diese glücklichen Umstände suchte Leibnitz sogleich für die Ausbreitung der Wissenschaften zu benutzen. Er machte den Entwurf, in Wien eine Akademie nach dem Muster der Berlinischen zu errichten. Unvorhergesehene und noch bis jetzt unbekannte Hindernisse vereitelten seine Hofnungen. In einem Briefe an den Gräfl. Leiningischen Hofrath Schmid zu Wien berührt er etwas von den Personen, die sich seinem Plane entgegensetzten, in den verdeckten Ausdrücken: „Ein Freund, der „aus Wien kommt, hat mich überreden wollen, „daß für die Religion eifrig gesinnte Personen sich „einer Societät der Wissenschaften widersetzten, „daß ihnen die neuen Entdeckungen verdächtig „sind, und daß es ihnen insonderheit mißfällt, „daß sich ein Protestant darein mischt.“ Diese Personen bezeichnet er in einem andern Schreiben an ebendenselben näher: „Ich habe „auch gehört, daß einige Jesuiten von diesem

„Vorhaben nicht vortheilhaft gesprochen ha-
„ben.“ *)

In dieser ununterbrochenen Thätigkeit ging er dem Ende seiner großen Laufbahn entgegen. Er vollendete sie im Jahr 1716 den vierzehnten November, in einem Alter von siebzig Jahren. Er genoß aller seiner Geisteskräfte bis auf seinen letzten Hauch, und nur sein Tod unterbrach seine nimmer ruhende Geschäftigkeit. Wenig Minuten vor seinem letzten Augenblicke ließ er sich eine Feder und Papier geben, schrieb etwas, hielt es gegen das Licht, und da er es nicht mehr lesen konnte, legte er sein Haupt auf die Seite und verschied.

Um die Schilderung des großen Mannes zu vollenden, ist nichts übrig, als die einzelnen Züge, die in diesem kurzen Abrisse seines thatenvollen Lebens zerstreut sind, unter einen Gesichtspunkt zu sammlen. So ausführlich indeß das Gemälde seines Geistes werden mag, so natürlich ist doch die Besorgniß, daß es immer noch hinter seinem Gegenstande zurückbleiben werde. Wer kann sicher

*) S. Kortholts Samml. von Leibn. Br. Th. 3. S. 294. u. 303.

Schubert del: Böttger. Dresdens. Sc: Lipsige.

Leibnitz stirbt

seyn, daß er bei einem so vielseitigen Genie nicht irgend einen Zug seiner innern Gestalt übersehen, und bei einem Geiste, der so viel gewirkt hat, alle seine Verdienste darstellen werde? Wer kann hoffen, die ganze Größe des Weisen sichtbar zu machen, dessen Thätigkeit nicht durch die großen Massen ihrer Wirkungen eine so allgemeine Bewunderung erregt, wie die Thaten des Kriegeshelden, des Regenten und des Reformators? Wie die wolkenhohen Alpen in größerer Ferne gesehen werden, als das kunstvollste Prachtgebäude, und das Krachen des Donners vernehmlicher ist, als die schwache Rede des Menschen, so ist der Kreis, worin sich der Ruhm des großen Mannes verbreitet, weiter und glänzender, wenn ihn Rang und Geburt auf die höchste Stufe stellt, oder wenn Geräusch und Revolutionen seine Thaten begleiten und seine Größe ankündigen. Wenn wir indeß das im Verborgenen wirkende Verdienst in seine ersten Quellen verfolgen, so finden wir sie in Geisteskräften, Talenten und Anstrengungen, die um desto mehr Bewunderung verdienen, je mehr sie sich der Schätzung des gewöhnlichen Auges der Menge entziehen und des äußern Glanzes ent-

behren, der den großen Männern der allgemeinen Weltgeschichte zu Hülfe kommt.

Leibnitz vereinigte so viele Geistesgaben in sich, als man nur selten in Einem Manne beisammen findet, und sie waren zugleich so ungleichartig, daß sie beinahe unvereinbar scheinen. Er ging ohne Unterlaß von einer Art der Geschäfte zu so entgegen gesetzten über, daß man Mühe hat, in ihm überall denselben Mann wieder zu erkennen. Er kam von den ruhigen und tiefsinnigen Untersuchungen mit ungeschwächter Gewandtheit und Gegenwart des Geistes zu den Geschäften des öffentlichen Lebens, und weder die ernsten Arbeiten des Geschäftsmannes, noch die trockenen und einsamen Betrachtungen des Gelehrten, benahmen ihm das geringste von der Heiterkeit der Laune, der Lebhaftigkeit des Witzes und der Feinheit der Sitten, die er an den Höfen in den Kreisen der Großen, die ihn ihrer Vertraulichkeit würdigten, nöthig hatte *). So geläufig ihm indeß der

---

*) Im J. 1702 stellte man bey einer Hoflustbarkeit zu Hannover das Gastmahl des Trimalcion vor. Der Abbé Morean war der Poet Eumolpus, der das

Ton der großen Welt war, und eben weil ihn dieser Schauplatz nicht verlegen machte, so vergaß er bei aller verbindlichen Gefälligkeit nie seine Würde, und verleugnete nie das Interesse der Wahrheit. Er wußte einem Manne, wie Bossuet, der ihn mit seinem bischöflichen Range und seinem Ansehen an dem glänzendsten Hofe von Europa erdrücken wollte, die ganze Hoheit des großen Mannes entgegen zu setzen. „Nach dem Tode des Herrn Pelisson," schreibt er dem Thomas Burnet, „nahm der Bi„schof von Meaux, der unsern Schriftwechsel „fortsetzen wollte, einen zu entscheidenden Ton „an, und wollte die Sachen zu weit treiben, „indem er Lehren auf die Bahn brachte, die ich „nicht konnte durchgehen lassen, ohne mein Ge„wissen und die Wahrheit zu verrathen. Das „machte, daß ich ihm mit Kraft und Festigkeit „antwortete, und einen eben so hohen Ton, als „Er, annahm, um ihm zu zeigen, daß ich, so

---

Wort führte und der H. von Leibnitz saß neben ihm, um ihn zu unterbrechen. (Aus einem handschriftlichen Briefe an die Königin Sophie Charlotte.)

„ein großer Controversist er war, die Feinheiten „seiner Kunst zu gut kenne, um mich dadurch „aus der Fassung bringen zu lassen."

Auch in seinem öffentlichen Leben war er nicht auf Eine Art der Geschäfte eingeschränkt. Er arbeitete mit eben dem Glück und mit eben der Leichtigkeit bei einer politischen Unterhandlung als an der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften, und man sah ihn ohne Anstrengung von der Ausführung der Rechte eines Fürsten zu der Beilegung einer theologischen Streitigkeit übergehen. Eben so fand er sich mit gleicher Fertigkeit in eine Unterhandlung mit Personen von dem feinsten Tone, aus den höchsten Ständen, und mit Männern, die ihre Geschäfte und Lebensart steif und pedantisch machen; er war mit den Einen nicht verlegen, und mit den Andern weder vornehm noch unduldsam.

Dieser Gewandtheit in der Behandlung der Menschen und der Geschäfte, hatte die Unermeßlichkeit seiner Gelehrsamkeit nicht geschadet; er hatte sie vielmehr zum Theil der großen Vielseitigkeit seines Geistes, die eine Folge mannichfaltiger Kenntnisse ist, zu verdanken. Eine so aus-

führliche Bekanntschaft mit dem ganzen Kreise des menschlichen Wissens, wie die seinige, versieht den Geist mit allen nöthigen Ansichten der Dinge, und setzt eine gewisse Geschmeidigkeit voraus, mit der er sich eben so leicht in die mannichfaltigen Geschäfte, wie in die abstechendsten Theile der Wissenschaften finden kann. Wie oft ist nicht die Steifigkeit im Handeln eine Folge der Einseitigkeit des Wissens?

Diese große Gewandtheit und Vielseitigkeit war aber auch eine Folge von der Art, wie er seine Bildung angefangen und fortgesetzt hatte. Er fühlte dieses selbst, und wie konnten auch diese Beobachtungen über seine Geistesbildung einem Scharfsinne, wie der seinige war, entgehen? „Weil mir meine Eltern,“ schreibt er dem Herzog Johann Ernst von Braunschweig, „zeitig gestorben waren, und ich fast ohne einige „Direktion meiner Studien war, so habe ich das „Glück gehabt, für mich über Bücher von aller„hand Sprachen, Religionen und Scienzien zu „gerathen, wiewohl ohne gebührende Ordnung, „indem ich sie Anfangs blos aus Trieb der De„lektation gelesen, davon ich aber unempfindlich

„den Nutzen geschöpft, daß ich von gemeinen „Vorurtheilen befreiet worden, und auf viele „Dinge gekommen bin, woran ich sonst nimmer„mehr gedacht hätte.“

Das Geschäftsleben, worein ihn so frühzeitig seine Aemter versetzten, war nicht, wie gewöhnlich, das Ziel, bei welchem er auf seinen Lorbern ausruhte. Glückliche Umstände brachten ihn auf einen Schauplatz, wo neue Gegenstände seine Wißbegierde reitzten, und große Kämpfer, und Ruhm und Unsterblichkeit seine Nacheiferung erregten. Er fand in Frankreich andere Menschen, andere Sitten, eine andere Sprache, eine andere Mathematik, eine andere Philosophie; allein Alles dieses Neue blieb ihm nicht lange fremd. Bald bemächtigte er sich der neuen Mathematik und Philosophie des Descartes, aber so, daß er die erstere durch neue Erfindungen erweiterte, und die letztere durch seine Kenntniß der Alten ergänzte. So wenig war sein fortstrebender Geist weder in seinem Forschen zu beschränken, noch durch den Zauber des Neuen zu unterjochen. Ihm allein verdankt es Deutschland, daß es nicht hinter den großen Nationen, die um den Ruhm

der höchsten Aufklärung kämpften, zurückgeblieben ist. Descartes war ihnen allen durch seine neue Philosophie, so wie durch seine neuen Methoden in der Mathematik zuvorgeeilet. Leibnitz gründete ein erhabneres Gebäude der Philosophie auf den Trümmern der karteſianischen, er erweiterte die Gränzen der Mathematik durch die Erfindung der Differentialrechnung, und Deutschland trat wieder in den ersten Rang der aufgeklärtesten Nationen.

Die Tiefe seiner Kenntnisse hatte seinem Geiste schon eine Selbstständigkeit verliehen, die sich von keinem, auch dem mächtigsten Strome nicht, mit fortreißen ließ. Mitten in dem Taumel der neuen Philosophie unternahm er die Vertheidigung der alten, die man jetzt eben so ungeprüft verachtete, als man sie ehemals blindlings verehrt hatte. „Ich sehe viele junge Leute der „feinen Materie und den Kügelchen des Descar„tes nachlaufen,“ schreibt er dem berühmten Pelisson, „damit sie von etwas zu reden wissen, „sich das Recht anmaßen können, die Alten zu „verachten, und die Gelehrsamkeit zu vernach„lässigen, die man freilich in den Quellen schöpfen

„müßte. Der Bischof von Avranches hat von „diesen Herren sehr artig gesagt: ignorantia „inflat, die Unwissenheit blähet. Ich schätze den „Descartes unendlich; er war sehr gelehrt und „hatte mehr gelesen, als seine Anhänger glauben. „Man kann von ihm sagen, daß er einer von de„nen ist, die das Meiste zu den Entdeckungen „ihrer Vorgänger hinzugethan haben. Aber „die, welche bei ihm stehen bleiben, irren sich „sehr.“

Da ihn sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit überzeugt hatten, daß die Wahrheit in keiner philosophischen Schule ganz enthalten sey, daß aber doch eine jede einige Funken derselben aufbewahre: so war ihm nichts so verhaßt, als der Sektengeist. Mit inniger Liebe und warmen Eifer für die Wahrheit scheint er sich schon zum voraus vor dem Unglücke zu verwahren, als Haupt an die Spitze einer Schule gestellt zu werden. „Ich wünschte,“ sagt er in einem Aufsatze über die kartesianische Philosophie in Christian Thomasius Historie der Weisheit und Thorheit — „ich wünschte, daß vortrefliche Männer die eitle „Hofnung, sich der Oberherrschaft in dem Reiche

„der Philosophie zu bemächtigen, aufgeben und sich
„des Ehrgeitzes, eine Schule zu stiften, entschla-
„gen möchten, woraus nichts als Partheilichkeit und
„die schnödesten gelehrten Kriege zu entstehen pfle-
„gen, zum großen Schaden der Wissenschaft und
„der kostbaren Zeit. Die Geometer theilen sich
„nicht in Euklideaner, Archimedianer und Apollo-
„nianer. Sie haben alle Eine Sekte, nehmlich
„der Wahrheit zu folgen, wo sie erscheint. Es
„wird nie Jemand aufstehen, der sich des ganzen
„Reichthums der Gelehrsamkeit bemächtigt, oder
„das ganze menschliche Geschlecht an Genie über-
„trifft, und

— — — „vor dem, wenn er aufgeht,
„Alle Sterne verlöschen, wie vor der ätherischen Sonne.“

So fern er indeß von allem Sektengeist war, so fern war er auch von allem allgemeinen Skeptizismus. Wenn ein La Mothe le Vayer, ein Bayle, alle alten Systeme durchsucht hatten, um eines durch das andere zu zerstören, so erforschte er sie, um die in allen zerstreuten Glieder der Wahrheit in einen schönen harmonischen Körper zu vereinigen. Der Erfolg dieser Be-

mühungen war eine so vollständige Gewißheit, als die strengste Demonstration gewähren kann. Wenn er in diesem zuversichtlichen Tone von seiner Philosophie sprach, so war er eben so entfernt, sie für die äußerste Gränze alles menschlichen Wissens zu halten, als zu hoffen, daß ihre Wahrheit einem jeden, bei Strafe für unfähig oder für unredlich gehalten zu werden, einleuchten müsse. Er hatte selbst in andern Systemen mehr oder weniger Bruchstücke der Wahrheit gefunden; er wußte aus eigner Erfahrung, wie lange und wie oft man auf eine Untersuchung zurückkommen müsse, ehe man sie zu seiner völligen Beruhigung zu Ende bringt, er wußte endlich, wie schwer gewohnte Meinungen der neuen Wahrheit Platz machen. „Ich habe," schreibt er dem Thomas Burnet, „über diese wichtigen Materien nicht eher Partei „genommen, als nachdem ich mehr als zehnmal „darüber gedacht und wieder gedacht, und außer„dem noch die Meinungen Anderer geprüft habe. „Das hat gemacht, daß ich in Materien, die von „der bloßen Betrachtung abhangen, sehr zu Hause „bin. Mit den meisten meiner Lehrsätze bin ich „endlich fertig geworden, nachdem ich sie zwan-

„zig Jahr durchgedacht hatte. Denn ich habe „sehr jung zu denken angefangen — und doch habe „ich oft nach neuen Einsichten an meinen Gedan„ken geändert und wieder geändert. Nur erst nach „ungefähr zwölf Jahren finde ich mich völlig be„ruhigt, und bin zu Demonstrationen in solchen „Materien gelangt, die keiner Demonstration fähig „scheinen."

So wie ihn aber schon die eigene Erfahrung von den Schwierigkeiten, die er bei der Erforschung der Wahrheit hatte überwinden müssen, zur Duldsamkeit gegen fremde Meinungen geneigt machte, so fand er noch neue Gründe zur Gelindigkeit in ihrer Beurtheilung, in der Natur der gründlichen Ueberzeugung selbst. Diese erfordert eine vertraute Bekanntschaft mit den Gründen einer Wahrheit, wovon man überzeugt seyn soll; sie erfordert, daß der Verstand die Verbindung der Gründe und Folgen durchschaue, und von den Schwierigkeiten und Einwürfen, die einer Wahrheit entgegen stehen, nicht wieder zweifelhaft gemacht werde. Das alles kann aber nur das Werk einer oft wiederholten und lange fortgesetzten Beschäftigung des Nachdenkens mit einer zumal lan-

gen Reihe von Wahrheiten seyn. Aus solchen Betrachtungen entsprang die Schonung, womit Leibnitz einen jeden behandelte, der von den Meinungen, die er auf das strengste bewiesen zu haben glaubte, nicht so überzeugt war, wie er selbst. Er erklärte sich darüber mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit, als ihn eine Dame ersuchte, er möchte ihr sagen, was sie einem ihrer Freunde antworten solle, der ihr über seine Theodicee geschrieben habe. „Sie sagen," schrieb er, „daß „nachdem sie alle Antworten auf Baylens Einwürfe gelesen haben, ihnen die Schwierigkeiten „immer wieder in das Gemüth kommen. Allein „es scheint mir, daß die Antworten, sie mögen auch „noch so gut seyn, doch nie im Stande sind, die „Schwierigkeiten ganz aus dem Gedächtniß zu „verbannen. Und da die Schwierigkeiten gewöhnlich leichter sind, als ihre Auflösungen, so behält „man sie auch leichter, und ist mehr dafür. Es „ist also natürlich, daß man sich leichter der „Schwierigkeiten als der Antworten erinnert, und „daß die Verlegenheit immer wieder kömmt, so „lange man nur mit diesem Gedächtniß zu Werke „geht. Ja wenn der Beweis etwas lang ist, so

„zweifelt man, wie bei einer langen Rechnung, ob „man sich nicht irgendwo versehen habe, und um „davon vollkommen versichert zu seyn, ist man ge„nöthigt, ihn noch einmal Stück vor Stück durch„zugehen, und wenn man dann nichts mehr Stück„weise daran auszusetzen findet, so muß man sich „in Ansehung des Ganzen ergeben.“

Dieses glorreiche Werk eines so großen Mannes zu vollenden, hatten sich die glücklichsten Naturgaben mit einer frühzeitigen Anstrengung zu der vollkommensten Ausbildung derselben vereinigt, und diesen verdankte er die Leichtigkeit, womit er die schwersten Arbeiten ausführte. So groß indeß diese Leichtigkeit seyn mochte, so würde sie doch zu der unübersehlichen Menge und Mannichfaltigkeit von Geschäften, Unternehmungen und Erfindungen nicht hingereicht haben, wenn sie nicht mit einer ungewöhnlichen Arbeitsamkeit wäre verbunden gewesen. Schon die beträchtliche Anzahl der Schriften, die er in allen Theilen der Gelehrsamkeit entweder selbst geschrieben oder mit der größten Sorgfalt aufgesucht, mit Geschmack, Kritik und philosophischem Geiste gewählt, geordnet und nutzbar gemacht hat, würden ein langes und thä-

leben ausfüllen. Und doch ist ein großer Theil derselben entweder verloren gegangen, oder erst lange nach seinem Tode bekannt gemacht worden. Wie lange sind nicht seine Nouveaux Essays sur l'Entendement humain verborgen geblieben? Ein beträchtliches Werk über das Münzwesen, dessen er in einem Briefe an den Thomas Burnet erwähnt, und ein anderes, welches Anmerkungen über des Descartes Principia enthielt, und das Samuel König in der Bibliothek des Johann Bernoulli gesehen hat, sind wahrscheinlich verloren gegangen.

Diese schon so große Menge seiner zum Druck bestimmten Schriften übertraf noch die weit größere Menge von Briefen, die beinahe ohne Ausnahme mit so gelehrten Untersuchungen angefüllt sind, daß ihre beträchtlichen gedruckten Sammlungen noch immer zu den wichtigsten Werken in allen Theilen der Gelehrsamkeit gerechnet werden. Und gleichwohl ist die größte Anzahl derselben nicht durch den Druck bekannt geworden. Bei allen seinen Briefen, die er schrieb und absandte, war er zugleich so sorgfältig, daß er auch von den unbedeutendsten und selbst von Billets an seinen

Bedienten Abschriften nahm, von welchen sich noch verschiedene auf der Bibliothek zu Hannover erhalten haben.

Zu allen diesen Werken würde auch bei der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit im Arbeiten die Zeit, welche ihm die vielen Unterbrechungen durch Reisen, Besuche, Geschäfte, Aufwartungen und Gesellschaften bei Hofe, übrig ließ, ohne eine unermüdete Aemsigkeit nicht zugereicht haben. Auch war der geringste Theil seiner Zeit irgend einer Beschäftigung gewidmet. Er genoß oft nur einige Stunden der Erquickungen des Schlafes auf dem Stuhle an seinem Schreibtische, und ein schweres Problem, das Bernoulli dem großen Newton vorgelegt hatte, lösete er im Wagen während einer Reise von Hannover nach Wolfenbüttel auf, und schrieb die Auflösung in einem Gasthofe nieder.

Die große Eilfertigkeit, womit er von einer Arbeit zu der andern, von einer Entdeckung zu einer neuen fortging, war mit einer Sorglosigkeit gegen seine schönsten Entdeckungen verbunden, die man ihm, und vielleicht mit einigem Rechte, zum Vorwurf gemacht hat. Es gehört zu den Eigen-

thümlichkeiten seines Karakters, daß er die wichtigsten Entdeckungen liegen ließ, sobald er sie in seiner Gewalt hatte. Die Gleichgültigkeit, womit er an der Verbreitung der Schätze seiner neuen Wahrheiten arbeitete, hatte wahrscheinlich auch ihren Grund in einer gewissen Empfindlichkeit gegen die Widersprüche der Unwissenheit. Er gab seinen Schriftwechsel auf, sobald er sah, daß er nicht verstanden wurde. So würde er seine Differentialrechnung ganz aufgegeben haben, wenn ihn der Beifall der *Bernoulli's* nicht von neuem aufgemuntert hätte. Von der Theorie der lebendigen Kräfte brach er nach einem kurzen Schriftwechsel ab, weil er sich dem *Papin*, *Castelan* und andern unbefugten Richtern nicht verständlich machen konnte. Eben dieses Schicksal hatte seine Dynamik, zum unwiederbringlichen Schaden der Wissenschaften. Ja er unterdrückte viele Lehren seiner Philosophie, weil er besorgte, daß sie den Unwissenden ungeheuer scheinen möchten.

Wenn wir diese zerstreuten Züge in Einen Abriß zusammenfassen: so erhalten wir eine Gestalt, die dem höchsten Ideal der tiefsten und viel-

seitigsten menschlichen Geistesbildung schon darum am nächsten kommen muß, weil darin alle die Eigenschaften beisammen sind, die sich einander unterstützen, vervollkommnen, erhöhen, und durch glückliche Harmonie zu der höchsten Stufe der Verstandeskultur zusammenwirken — die größte Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit dem geduldigsten Fleiße und der pünktlichsten Arbeitsamkeit, die größte Gewandtheit und Thätigkeit in dem praktischen Leben, mit dem tiefsten Forschungsgeiste des Büchergelehrten, und die Politur des Weltmannes mit der Einsamkeit des Studierzimmers, die unermeßlichste Litteratur mit dem systematischen Geiste des Mathematikers, und dieses alles zusammen mit dem überschauenden, tiefsinnigen, gründlichen, festen aber geschmeidigen Verstande des Weltweisen. Mit dieser Größe hat Leibnitz über sein Zeitalter hervorgeragt, und auf die Nachwelt gewirkt, mit dieser Größe hat er den Deutschen, hat er dem ganzen aufgeklärten Europa gezeigt, zu welcher Höhe des Verdienstes sich der deutsche Verstand erheben kann. Männer von seiner Größe können nur in gewissen Entfernungen durch den Raum der Jahr-

[library stamp]

hunderte erscheinen, aber sie hinterlassen einen Vorrath von Wohlthaten für ihr Vaterland, womit sich ihre Nachkommen noch lange bereichern können, und geben ihrem Zeitalter einen Anstoß, der noch lange nach ihnen fortschwingt. So hat Leibnitz gewirkt, das sind die unsterblichen Verdienste, die ihn eines ehrenvollen Platzes unter den deutschen Heroen in einem deutschen Pantheon würdig machen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, Johann August,

Charakteristik des Freiherrn von Leibnitz

Leipzig [1817]

Biogr. 616 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10309809-1